



Fantasia I 070e

Aus der phantastischen Welt der Literatur



Fantasia 1070e

Herausgegeben von R. Gustav Gaisbauer.

ISSN 0934-1463 – 46. Jahrgang.

Das Magazin für phantastische Literatur erscheint als eBook nach Bedarf und wird per Email versandt.

Erster Deutscher Fantasy Club e. V.

Wolf-Huber-Straße 8 B · D-94032 Passau

edfc@edfc.de · www.edfc.de

Titelbild: Jens Ehlers

EDFC-Logo: Helmut W. Pesch

Der EDFC ist als gemeinnützig anerkannt wegen Förderung kultureller und wissenschaftlicher Zwecke.

© 2023 – Nachdruck oder Weitergabe nur mit Erlaubnis des Verfassers oder der Redaktion.

Passau 2023-04

AUS DER PHANTASTISCHEN WELT DER LITERATUR

Franz Schröpf

Fantasia 1070e – Magazin für Phantastik



edfc

DuMont's Kriminal - Bibliothek

Michael Innes

Zuviel Licht
im Dunkel



*Innes, Michael: Zuviel Licht im Dunkel

Michael Innes [John Innes Mackintosh Stewart, 1906–1994]

*John Appleby 1: Zuviel Licht im Dunkel
(Death at the President's Lodging, 1936)*

DuMont 1049 (TB 268 S./DM 12,80)

Köln 1994

Aus dem Englischen von Manfred Allié

Genre: Krimi

Das Leben eines Akademikers birgt, wie Dr. Johnson einmal gesagt hat, kein großes Risiko, auf außergewöhnliche Weise zu Tode zu kommen. Doch war dies eine Ansicht, die Lehrkörper und Studentenschaft des St. Anthony's College ganz und gar nicht teilen konnten, als sie eines unfreundlichen Novembermorgens erwachten und erfuhren, daß ihr Rektor, Josiah Umplesby, in der Nacht einem Mord zum Opfer gefallen war. Es war ein ebenso faszinierendes wie bizarres Verbrechen, gelungen und hochdramatisch dazu. Gelungen, weil niemand wußte, wer es begangen hatte. Und dramatisch der makabren und

extravaganten Phantastik wegen, mit der, wie sich rasch herumsprach, der Täter seine Tat in Szene gesetzt hatte. (S. 9)

An academic life, Dr Johnson observed, puts one little in the way of extraordinary casualties. This was not the experience of the Fellows and scholars of St Anthony's College when they awoke one raw November morning to find their President, Josiah Upleby, murdered in the night. The crime was at once intriguing and bizarre, efficient and theatrical. It was efficient because nobody knew who had committed it. And it was theatrical because of a macabre and unnecessary act of fantasy with which the criminal, it was quickly rumoured, had accompanied his deed.

St. Anthony's College liegt irgendwo zwischen Oxford und Cambridge. Eines schrecklichen Tages findet man den Rektor Josiah Upleby erschossen in seiner Collegewohnung vor; an die Wände sind To-

tenköpfe gemalt, und auf dem Boden sind alte Knochen verstreut.

Inspektor John Appleby übernimmt die Untersuchung des Verbrechens von dem örtlichen Inspektor Dodd, der zwar gute Vorarbeit geleistet hat, aber dankbar ist, den heiklen Fall abgeben zu können.

Das College wird von einer allem Anschein nach unüberwindlichen Mauer eingefasst. Es gibt ein Haupttor, eine Nebenpforte und drei Innenhöfe, von denen der, der zur Wohnung des Rektors führt, wiederum von den anderen Höfen durch zwei Pforten getrennt wird; vor der Tatzeit wurden sämtliche Tore und Pforten abgeschlossen. Der Rektor, dem möglicherweise Übles schwante, hatte kurz vor seinem Tod noch alle Torschlösser austauschen lassen. Zehn neue, identische Schlüssel wurden angefertigt und neun davon an absolut vertrauenswürdige Dozenten sowie den Pfortner vergeben; der zehnte Schlüssel scheint verschollen zu sein.

Allem Anschein nach ist der Mörder unter den Dozenten zu suchen. Appleby, der sich im College einquartiert hat, nutzt jede Gelegenheit, mit den Verdächtigen zu spre-

chen. Aber welchem von diesen gebildeten, weltfremden Herren könnte man schon eine so gräuliche Tat zutrauen?

Zuviel Licht im Dunkel ist ein so klassischer englischer Kriminalroman, wie er typischer nicht mehr denkbar ist: In einer geschlossenen Örtlichkeit voller honoriger Personen wird ein Mord begangen, den ein selbst sehr gebildeter Inspektor aufklären muss.

Die Vorzüge des Romans sind dreierlei: Es ist der vorzügliche und gespreizt-ironische Stil zu nennen, der perfekt zum Ambiente der Handlung passt. Dazu kommt eine geradezu minutiöse Beschreibung sowohl der Ermittlung als auch der Rekonstruktion des Tathergangs, die den Leser mit Informationen überschüttet. Und nicht zuletzt dreht sich der Roman um einen absolut rätselhaften Mord, dessen Aufklärung den Inspektor vor die größten Herausforderungen stellt.

Einen nicht unbedeutenden Schwachpunkt hat *Zuviel Licht im Dunkel* allerdings auch: Der Autor knüpft weder zum Opfer noch zu den Verdächtigen, die Einer wie der Andere dem akademischen Milieu an-

gehörten, eine besondere emotionale Beziehung. Das heißt, dem Leser kann es letzten Endes egal sein, wer von diesen talar-gekleideten Gestalten den Mord begangen hat, denn sie unterscheiden sich nicht sonderlich voneinander, von einigen skurrilen Eigenheiten abgesehen. So wird mit der Enthüllung des Täters auch nur ein intellektuelles Rätsel gelöst, das beim Leser kein Aufatmen bewirkt.



**Rosellen
Brown**
*Davor und
danach*

Roman · Diogenes

Rosellen Brown [1939–]

Davor und danach

(Before and After, 1992)

Diogenes 22 851 (TB 476 S./DM 19,80)

Zürich 1996/200

**Aus dem Amerikanischen von Monika
Elwenspoek und Otto Bayer**

Genre: Kriminaldrama

Carolyn schob sich durch den Vorhang, ohne ihn zu bewegen. Es war schwül in dem kleinen Zelt, und alle schwitzten. Aber nach dem ersten richtigen Hinsehen wußte sie, daß es nicht die Hitze war, die ihnen zusetzte. Noch auf der Rollbahre, auf der man sie heringeschoben hatte, lag ein Mädchen mit eingeschlagenem Schädel. Der Schädel war zerschmettert, eingedellt wie eine Bierdose, wie es einer der jüngeren Ärzte taktlos ausdrückte. Fast das ganze Haar war blutverklebt, die eine Gesichtshälfte gelb und violett und braun – ein solcher Anblick macht den Arzt zum Amateur, bar jeder Hoffnung auf Therapie oder Heilung. Sie wünschte sich, sie könnte einfach in Ohnmacht

fallen und sich wie eine normale Zuschauerin hinaustragen lassen.

Carolyn gab sich einen Ruck und holte tief Luft. „Vergewaltigt?“ fragte sie, obwohl der bevorzugte, der Rechtsprechung entlehnte Ausdruck weniger belastet gewesen wäre, durch Wut und Schrecken mittlerweile abgeflacht zum „sexuellen Übergriff“.

„Kaum“, sagte Tom McAnally. „Sie war ganz angezogen, genau wie jetzt. Auf Tuttles Acker – da hinten, wo sie die Pferde halten, hinter diesem Koppelzaun an der Poor Farm Road.“ „Ohne Mantel, ohne Mütze?“

„Scheint so.“ Er räusperte sich wie ein Junge, der widerstrebend etwas aufpassen soll. „Sie lag im Schnee. Hat, wie es heißt, den Schnee bis auf die Erde durchgeschmolzen.“ (S. 17f)

Carolyn Reiser arbeitet als Kinderärztin in der Kleinstadt Hyland. Ihr Ehemann Ben kümmert sich um den Haushalt und die beiden Kinder, den siebzehnjährigen Jacob und die fünfzehnjährige Judith.

Carolyn wird unerwartet zu einem Leichenfund gerufen: Es handelt sich um die sechzehnjährige Martha Taverner, mit der ihr Sohn Jacob bekannt war. Martha wurde der Schädel eingeschlagen, und das mit einer großen Zahl von Hieben.

Die Geschichte wird in der dritten Person aus der Sicht von Carolyn beziehungsweise Judith und in der ersten Person aus der Perspektive von Ben erzählt. Hier wird Ben gerade vom örtlichen Polizeichef, Captain Fran Conklin, befragt.

„Also gut. Jacob ist mit dem Mädchen gesehen worden. Er hat sie von der Arbeit abgeholt; sie füllt ja nach der Schule Eiswaffeln bei Jacey’s.“ Er wurde wieder rot. „Füllte. Sogar im Winter – scheint keinen abzuhalten.“ Ein kurzes Lachen. Ein Versuch der Großmut, der mitmenschlichen Gemeinsamkeit mit den Opfern. „Er ist mit dem Auto hin, und sie sind zusammen weggefahren, wie schon öfter.“

„Schon öfter?“ fragte ich ein bißchen zu lautstark. „Martha Taverner?“

Vielleicht habe er es ja nie erwähnt, meinte Fran. Man kenne doch die Jugend. Und so weiter. Aber viele Leute hätten sie zusammen gesehen, heute und an anderen Tagen. Und einer habe im Polizeirevier angerufen, der die Bescherung an Tuttlers Zaun gesehen habe, das erschlagene, das tote Mädchen. Und nun müsse er Jacob sprechen. Wenn der Polizeichef persönlich zu dir kommt, sagte ich mir plötzlich und mußte mich fragen, wo ich die ganze Zeit meinen Kopf gehabt hatte – dann solltest du wissen, daß du Ärger am Hals hast. Ich fuhr aus der Haut. (S. 36)

Polizeichef Fran möchte unbedingt Jacob befragen, der offenbar einer der Letzten war, der mit Martha gesehen wurde – aber Jacob ist unauffindbar. Außerdem will Fran das elterliche Auto sehen, mit dem Jacob am Mordabend unterwegs war, aber Ben verweigert das strikt, solange Fran keinen Durchsuchungsbefehl vorweisen kann.

Als Fran weg ist, schaut sich Ben in aller Ruhe das Auto an.

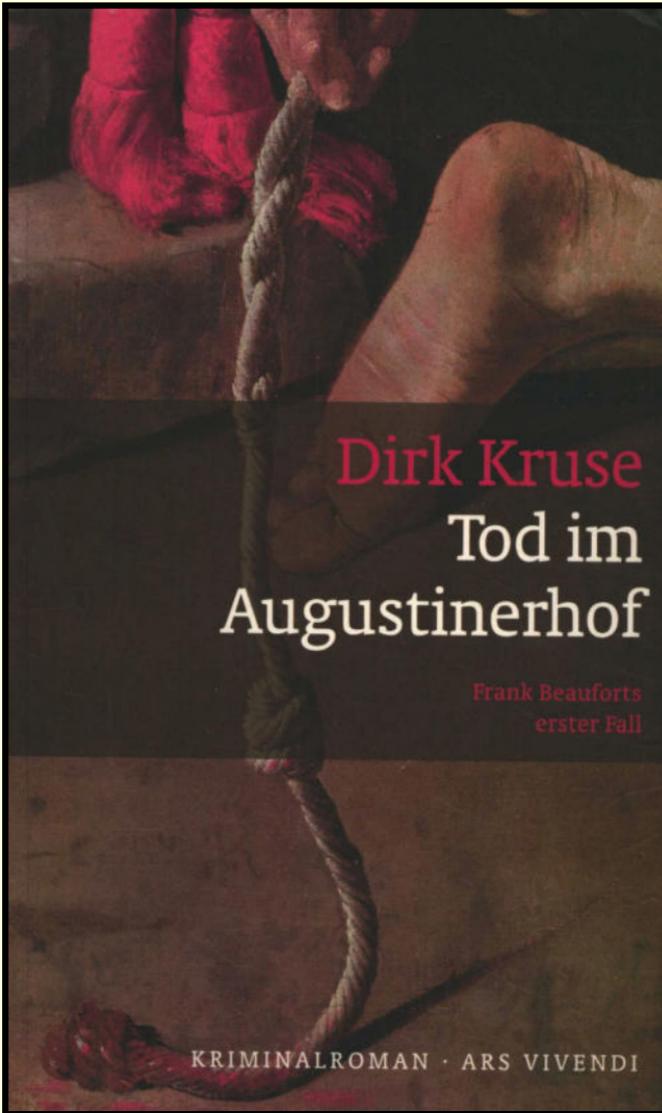
Der Kofferraumdeckel klappte auf und hob sich mit der Behäbigkeit einer Zugbrücke, und dann glaubte ich umzusinken, weil mir die Luft wegblieb. Denn ich wußte sofort, daß es Blut war, worauf mein Blick fiel. Es war nicht rot, nicht einmal braun – die Welt bestand hier draußen aus tausend Grautönen, wie ein Schwarz-Weiß-Film. Aber ich sah die Form der Flecken und, was noch schlimmer war, die kleinen Spritzer, die von irgend etwas heruntergetropft waren. Dieses Etwas war vermutlich der Wagenheber. (S. 46)

Es ist offensichtlich, dass Jacob das Mädchen mit dem Wagenheber erschlagen hat. Ben macht sich sofort daran, alle Spuren mit ungeahnter Gründlichkeit zu beseitigen.

Carolyn wehrt sich so lange, wie es nur geht, gegen die Vorstellung, dass ihr Sohn einen derart brutalen Mord begangen haben könnte, und Ben tut nichts, um sie eines Besseren zu belehren. Als sich aber die Beweise verdichten, will Carolyn ihren endlich zurückgekehrten Sohn überreden, ein

Geständnis abzulegen, während Ben es darauf ankommen lassen will: Es wird dem Staatsanwalt nicht leicht werden, Jacobs Täterschaft zu beweisen, und eine Jury könnte ohne weiteres uneinig sein.

Davor und danach ist ein vorzüglich erzähltes Kriminaldrama, das in detail beschreibt, wie sich die Mitglieder der Familie Reiser der unerhörten Herausforderung, dass einer der Ihren ein überaus kaltblütiger Mörder ist, stellen. Dass die Geschichte aus der Sicht von drei verschiedenen Personen erzählt wird, ist allerdings ein unnötiger Kniff, der den Roman zu sehr in die Länge zieht.



Dirk Kruse [1964–]

Frank Beaufort 1: Tod im Augustinerhof
(2008)

Ars vivendi (PB 332 S./€ 14,90)

Cadolzburg 2009, 4. Auflage

Genre: Krimi

Der Platz war groß und unübersichtlich. Er war umgeben von leer stehenden vier- und fünfstöckigen Gebäuden. Kaputte Fensterscheiben, mit Brettern vernagelte Türen und abgebröckelter Putz zeugten vom verwahrlosten Zustand der Häuser. Auch der Boden des Augustinerhofs sah nicht gepflegter aus. Er war zum Teil mit schadhaftem Asphalt bedeckt, bestand aber überwiegend aus festgestampftem Lehm mit zahlreichen Schlaglöchern, in denen Wasser stand. Eine Eisschicht hatte sich auf den Pfützen gebildet. Es hatte gefroren. Kein Wunder, dass ihm so kalt war. Im Hintergrund sah der Mann drei geparkte Autos. Er bog langsam um die Ecke und ging tiefer in den Hof hinein.

Dort, mitten auf dem Platz, trotz der Dunkelheit deutlich zu erkennen, war

sein Hund. Das Tier stand bei einer Gestalt, die auf dem Boden lag. Sie gab kein Lebenszeichen von sich. Ängstlich sah der Mann sich um und ging zögernd näher. Die Gestalt lag auf dem Rücken, die Arme und Beine x-förmig von sich gestreckt. Um sie herum war ein Kreis in den Boden gezogen. Es war ein älterer Mann in einem grünen Lodenmantel. Er war tot. Sein graues Haar war blutig, und der Kopf sah merkwürdig deformiert aus. Jemand hatte ihm den Schädel eingeschlagen. Der Hund, der am Kopf des Toten lauerte, schaute zu seinem Herrchen hoch. Als keine Reaktion kam, widmete sich das Tier erneut dem Kopf der Leiche. Hirnmasse war hervorgequollen, und der Hund leckte sie auf. (S. 12)

Ein Hundebesitzer entdeckt beim Gassigehen eine schrecklich zugerichtete Leiche im Nürnberger Augustinerhof-Gelände. Der Täter hatte um sein Opfer einen Kreidekreis gezogen und dessen Arme und Beine wie ein großes X im Kreis platziert.

Der brave Mann eilt nach Hause, gibt auf dem Klo durch Mund und Anus alles von sich, was sein Körper hält, und ruft anschließend die Polizei an.

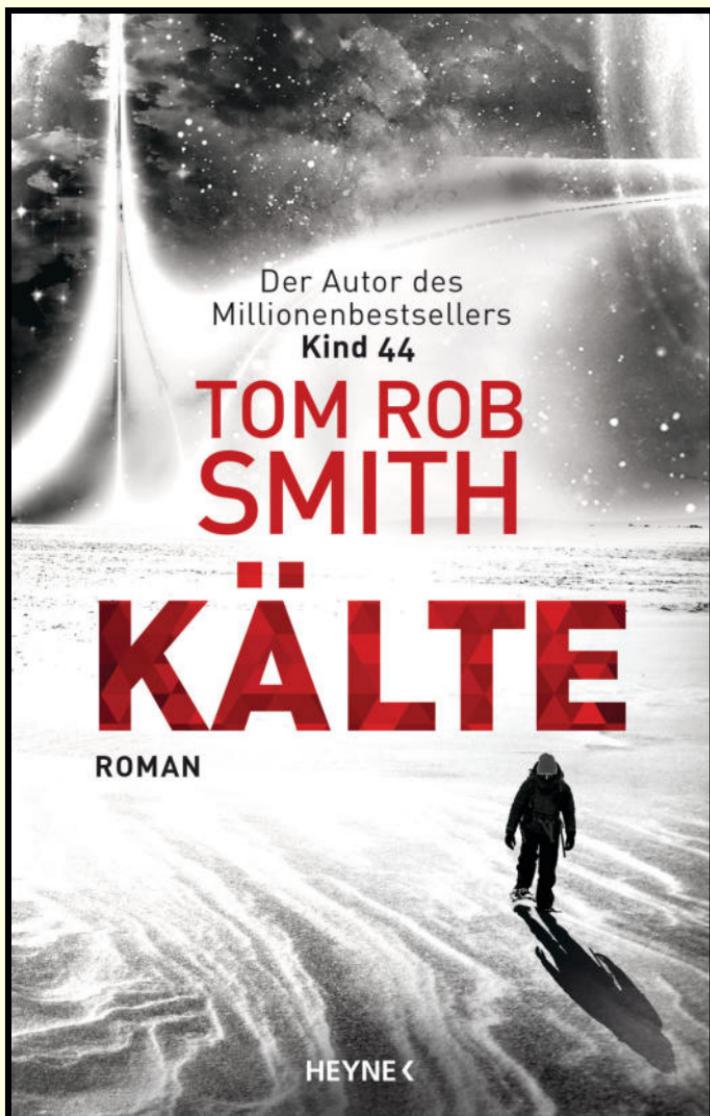
„Horchns amol, dou liechd a Douder“, sagte der Mann in breitem Fränkisch ins Telefon. „Der hodd alle Viere vo sich gestreckt. Dou liechd a Douder im Augustinerhuuf.“ (S. 14)

Die Polizei findet schnell heraus, dass es sich bei dem Toten um Hubert Pelzig handelt, den Geschäftsführer des Vereins Pro-Nürnberg e.V., dem es gelungen ist, ein scheußliches Einkaufszentrum auf dem historischen Augustinerhof zu verhindern. Wollte der Mörder sich etwa dafür rächen?

Die Polizei kommt logischerweise mit ihren Ermittlungen nicht weit. Zum Glück gibt es aber den Privatier Frank Beaufort, Erbe eines Spielzeugimperiums und Vorsitzender der Fränkischen Bibliophilen, sowie Anne Kamlin, die wiefe Reporterin vom Bayerischen Rundfunk, die mit vereinten Kräften an der Lösung des Falls arbeiten. Immerhin steht beim Augustinerhof Einiges

auf dem Spiel: Das Areal misst 25.000 m² und wird auf einen Wert von 14.000.000 Euro geschätzt. Weil mit dem Bau nichts weitergeht, muss der jetzige Inhaber Insolvenz anmelden, und es kommt zur Zwangsversteigerung.

Tod im Augustinerhof ist ein unterhalt-samer Krimi mit viel Lokalkolorit. Außerdem hat der Roman einen realen Hintergrund, denn um die Bebauung des Augustinerhofs gab es große Zwistigkeiten; und heute steht an der Stelle ein Bauwerk, das man je nach Auffassung als gewaltig oder monströs betrachten kann.



Tom Rob Smith

Kälte

(Cold People, 2023)

Heyne 27 413 (HC 462 S./€ 22,00)

München 2023

Aus dem Englischen von Michael

Pfingstl

Genre: Science Fiction

Ihre Füße standen fest auf dem Boden, und als sie sich an die Dunkelheit gewöhnt hatte, blickte sie nach oben. Dort sah sie Sterne, die sich wie Bakterien in einer Petrischale vermehrten. Doch das waren keine Sterne, dafür waren sie zu hell, zu groß und zu geordnet. Das waren Schiffe, Schiffe am Nachthimmel. Eine atemberaubend schöne außerirdische Armada war auf die Erde gekommen – der Moment, über den viele spekuliert hatten, von dem aber nur wenige dachten, dass er jemals eintreten würde. Bisher hatte sich Liza nie für den Weltraum interessiert, sondern eher für die Welt um sie herum, und sie war überrascht, wie schnell ihr Verstand die neue Realität akzeptierte. Als analyti-

sche Wissenschaftlerin brachte sie lediglich ihr Wissen über das Universum auf den neuesten Stand: Die Menschheit war nicht allein im Kosmos, und, noch wichtiger, sie war gefunden worden. (S. 56)

Die englische Medizinstudentin Liza besucht gerade in Lissabon, als sich außerirdische Raumschiffe am Himmel manifestieren. Doch diese kommen nicht als Freunde, wie Liza vermutet, sondern führen mit der Menschheit einen fürchterlichen Plan durch: Wer nicht binnen dreißig Tagen die Antarktis erreicht hat, wird vernichtet.

Liza gelingt die Flucht mit Hilfe des freundlichen portugiesischen Fremdenführers Atto. Zwanzig Jahre später haben die Beiden miteinander eine Tochter namens Echo, deren Gene so manipuliert sind, dass sie ohne künstlichen Schutz in der Kälte überleben kann.

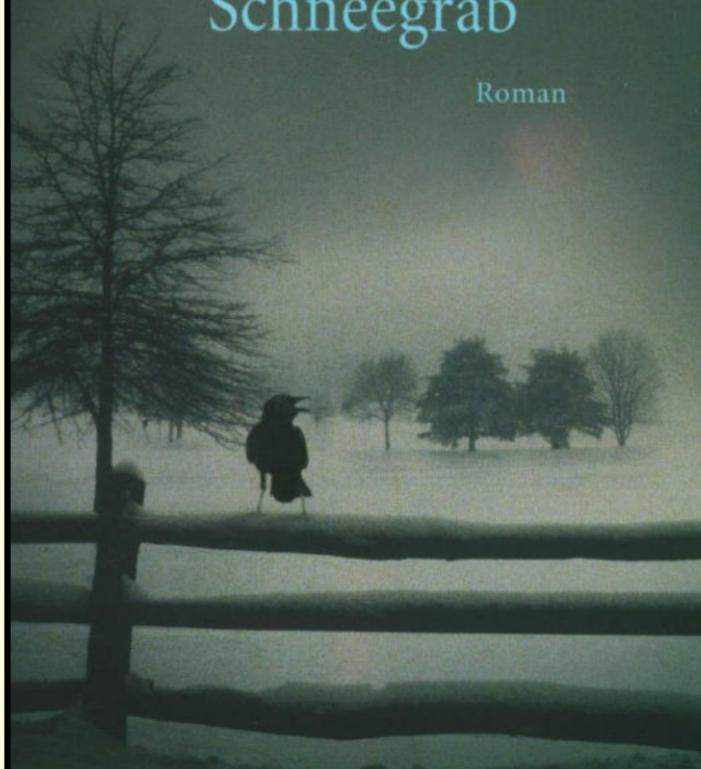
Kälte ist ein kuriose Science-Fiction-Roman, in dem undurchschaubare Außerirdische die Menschen vor ein ganz spezielles Problem stellen.

HEYNE <

BO R. HOLMBERG

Schneegrab

Roman



»Makellose Sätze und Spannung bis zum Schluss.« MDR

*Holmberg, Bo R.: Schneegrab

Bo R. Holmberg [Bo Roland Holmberg, 1945–]

*Polizeiamtmann Harald Morell 2:
Schneegrab*

(*Snögrav*, 2003)

Heyne 43 142 (TB 350 S./€ 7,95)

München 2005

**Aus dem Schwedischen von Sigrid
Engeler**

Genre: Historischer Krimi

Er packt den Mantel seines Kumpels und dreht den Wicht zu sich um und legt ihm die Hände um den Hals. Er nimmt ihn in den Würgegriff – und er muss daran denken, wie er als Junge den Hühnern den Hals umgedreht hat, und dass man dazu nicht viel Kraft braucht.

Und er packt zu, mit bloßen Händen, seine Fäustlinge liegen im Schnee. Er drückt zu und er keucht und flüstert. Wenn er nicht das bekomme, was der andere im Mantel versteckt hat, sei sein

Leben keinen Pfifferling mehr wert, das sagt er und drückt immer fester zu.

Doch da, in dieser Sekunde spürt er einen Stich im Bauch, so als dringe etwas Glühendes in ihn ein. Und gegen seinen Willen muss er den Hals des Wichts loslassen, und wieder dringt das glühende Eisen in ihn ein. Hitze und Schmerz breiten sich in seinem Körper aus; und erst jetzt sieht er das Messer. Das Messer in der Hand des Wichts, wie es wieder in seinen Körper eindringt, aber nicht mehr von unten, sondern von oben, in Brust und Hals; und er wankt und sinkt auf die Knie.

„Du da“, hört er, „du da ...“

Nur diese zwei Worte und er sinkt auf die Knie in den Schnee inmitten des Schneegestöbers, er kippt zur Seite und Schnee legt sich auf ihn, kriecht in seinen offenen Pelz.

Und als Letztes hört er: „Du da ...“
(S. 42)

Zwei Diebe treiben sich im Jahr 1849 in der Pfarrei Anundsjö in Ångermansland in Nordschweden herum. Einem davon, dem

Kleinen, ist es gelungen, einen Bauern um acht Reichstaler zu beschwindeln. Der Größere mit Namen Isak bemerkt das Geld und versucht den Kleinen zu erwürgen; dieser wehrt sich jedoch mit einem Messer und ersticht Isak. Da gerade ein strenger Winter herrscht, wird die Leiche vom Schnee bedeckt und erst im folgenden Frühjahr gefunden.

Zuständig ist der Polizeiamtman Harald Morell. Nach drei Fehlgeburten hat seine Frau Helena endlich einen gesunden Jungen zur Welt gebracht, versinkt aber nun in abgrundtiefer Schwermut. Die Nachforschungen gestalten sich schwierig, weil das Opfer in der Gegend unbekannt ist; nur der bestohlene Bauer kann einige Auskünfte über den Täter geben.

Eine andere Szene führt uns zu Hilfspfarrer Erik Sondelius, dem eine Pflegestelle für alte Menschen, die sich nicht mehr selbst helfen können, untersteht. Hier erklärt er seiner Hilfskraft Greta Sigurdsdotter, wie viel schöner es die Alten doch im Himmel haben.

„Was glaubt Greta? Wenn die Alten wählen dürften. Hier zu liegen, wie die Säuglinge gefüttert zu werden und sich im Schmutz und Erbrochenem zu wälzen. Und zu schlafen, unter Albträumen zu leiden und in einer erbärmlichen Wirklichkeit aufzuwachen. Oder ...“

Greta neigte den Kopf, um Sondelius' Blick auszuweichen, aber er hob ihren Kopf und zwang sie, ihm in die Augen zu sehen.

„Oder zwischen Wolken zu wandeln und von silbernen Tellern zu essen“, redete er weiter. „Kalbsbraten. Und kostbarsten Wein zu trinken. Und schaukeln zu dürfen! Auf Wölkchen zu sitzen, weich wie Schnee, und einfach nur zu schaukeln. Nie mehr schlimme Träume zu träumen! Nie mehr diesen Gestank riechen zu müssen! Nur die Nähe von Gottes Glückseligkeit erleben zu dürfen.“ (S. 148)

Zuvor durften wir schon miterleben, wie Lisbet Zackrisdotter ihren bettlägerigen Vater Zackris Olofsson pflegen musste und sich schwor, nach dessen Tod wegzugehen

und sich eine Stelle als Dienstbote zu suchen. Überraschenderweise ging das Ableben des Vaters nach dem Verabreichen der Sterbesakramente durch den Hilfspfarrer sehr schnell vonstatten.

Der eine Mord in *Schneegrab* ist eigentlich Notwehr. Aber noch bevor sich die Figuren des Romans Sorgen machen, keimt im Leser der Verdacht auf, der Hilfspfarrer könnte den Alten mit Hilfe der Sterbesakramente nicht nur deren Seelenheil zu fördern, sondern auch ihren Übergang in die nächste Welt zu beschleunigen.

Wie schon der erste Roman aus der Serie um Polizeiamtman Harald Morell ist auch der vorliegende ausgesprochen faszinierend. Bo R. Homberg schreibt einen sehr geradlinigen, schlichten Stil, der zweierlei Funktionen erfüllt: Erstens ermöglicht er dem Leser einen wundervollen Einblick in die Geisteswelt der Menschen im ländlichen Schweden des neunzehnten Jahrhunderts; und zweitens verleiht er dem Roman eine ganz besondere Glaubwürdigkeit und Eindringlichkeit. Hinzu kommt die gelungene, tiefgründige Zeichnung der Figuren, die

sich alle, selbst die Mörder unter ihnen,
dem Leser ganz menschlich präsentieren.

HEYNE <

DIE FOUNDATION-SAGA

ISAAC
ASIMOV

NE 

ROMAN

ME

SIS

Isaac Asimov

Nemesis

(*Nemesis*, 1989)

Heyne 32 189 (TB 526 S./€ 13,00)

München 2023

**Aus dem Amerikanischen von Irene
Holicki**

Genre: Science Fiction

„Nun, Aurinel“, begann sie. „Hast du Marlene gefunden?“

„Ja, Dr. Insigna. Genau da, wo Sie sagten, und ich habe ihr ausgerichtet, dass sie rauskommen soll.“

„Und wie fühlt sie sich?“

„Wenn Sie es genau wissen wollen, Dr. Insigna – ich weiß nicht, ob es eine Depression ist oder etwas anderes, sie hat sich jedenfalls eine komische Idee in den Kopf gesetzt. Sie möchte aber sicher nicht, dass ich Ihnen davon erzähle.“

„Nun, ich setze auch nicht gerne Spione auf sie an, aber sie hat häufig merkwürdige Ideen, und das macht mir Sorgen. Bitte erzähle mir, was sie gesagt hat.“

Aurinel schüttelte den Kopf. „Na schön, aber verraten Sie ihr nicht, dass Sie es von mir erfahren haben. Die Idee ist *wirklich* verrückt. Sie hat behauptet, die Erde würde zerstört werden.“

Er wartete, dass Insigna zu lachen anfing.

Sie tat es nicht. Stattdessen explodier-
te sie: „*Was? Wie* kommt sie denn *dar-
auf?*“

„Ich weiß es nicht, Dr. Insigna. Sie ist ja sehr intelligent, aber sie hat immer wieder so komische Einfälle. Vielleicht wollte sie mich auch nur auf den Arm nehmen.“

„Vielleicht ist es genau das“, fiel ihm Insigna ins Wort. „Sie hat einen merkwürdigen Sinn für Humor. Also, hör zu, ich möchte nicht, dass du das irgendjemandem weitererzählst. Ich möchte nicht, dass dumme Gerüchte entstehen. Hast du mich verstanden?“

„Ja, sicher.“

„Ich meine es ernst. Kein Wort.“

Aurinel nickte eifrig.

„Jedenfalls vielen Dank, dass du es mir gesagt hast, Aurinel. Es war wichtig. Ich

werde mit Marlene sprechen, um zu sehen, was sie beunruhigt – und ich werde ihr nicht verraten, was du mir erzählt hast.“

„Vielen Dank“, sagte Aurinel. „Aber eines wüsste ich doch gerne.“

„Und das wäre?“

„Wird die Erde tatsächlich zerstört werden?“

Insigna starrte ihn an, dann lachte sie gezwungen. „Natürlich nicht! Du kannst jetzt gehen.“

Sie sah ihm nach und wünschte sich sehr, ihr Dementi hätte etwas überzeugender geklungen. (S. 18f)

Zwei Lichtjahre entfernt von der Erde zieht der kleine rote Stern Nemesis seine Bahn durch die Milchstraße. Er wird auf einer engen Bahn von dem Riesenplaneten Megas umkreist, um den wiederum der erdgroßen Mond Erythro seine Bahn zieht. Auf einer Jahre dauernden Reise wurde die Raumstation Rotor von der Erde zu Nemesis gebracht, wo sie jetzt, bewohnt von sechstausend Menschen, Erythro umkreist.

Hier lebt die Astronomin Dr. Eugenia Insigna Fisher mit ihrer fünfzehnjährigen Tochter Marlene. Die Letztere hat die besondere Fähigkeit, Menschen aufgrund ihres Mimik, Gesten und Körperhaltung völlig durchschauen zu können, was dem Gouverneur Janus Pitt, der eine strenge Kontrolle über Rotor ausüben möchte, ein Dorn im Auge ist. Daher ist Pitt sehr froh, als sich Eugenia und Marlene entschließen, Rotor zu verlassen und in die kleine Kuppelsiedlung auf Erythro zu ziehen.

Insigna hat jedoch eine Entdeckung gemacht, die sie um jeden Preis geheim halten will: Nemesis bewegt sich auf das Sonnensystem zu und wird es in fünftausend Jahren erreicht haben. Zwar wird Nemesis weder mit der Sonne noch mit der Erde kollidieren, aber die Schwerkraft von Nemesis wird ausreichen, um die Erde aus ihrer Bahn zu werfen und somit für Menschen unbewohnbar zu machen. Die Frage ist nun, ob man die Erde rechtzeitig warnen soll oder nicht, beziehungsweise welche Maßnahmen überhaupt möglich wären, die acht Milliarden Bewohner der Erde zu retten. Erythro wäre im Prinzip für Menschen

bewohnbar, aber es herrscht dort eine geheimnisvolle Seuche, die den Verstand angreift.

Nemesis ist ein Roman über die Wunder der Wissenschaft und des menschlichen Geistes. Sein besonderes Merkmal sind die umfangreichen Dialoge, in denen die Figuren ihren Befürchtungen und Erkenntnisse diskutieren.

Der erste deutsche Ausgabe ist 1990 ebenfalls bei Heyne in derselben Übersetzung erschienen. Allerdings enthält dieses Buch noch ein Vorwort von Isaac Asimov, in dem dieser strikt abstreitet, dass *Nemesis* zu irgendeinem von seinen Zyklen gehört, weder zu den *Robotern* noch zu *Foundation*. In der neuen Ausgabe prangt allerdings nicht nur auf dem Cover die auffällige Aufschrift „Die Foundation-Saga“, sondern auf dem Backcover wird zusätzlich diese Serie und deren Verfilmung bei Apple TV+ erläutert.

Man könnte diese Einordnung für einen Vermarktungstrick halten. Allerdings gibt es im Roman deutliche Hinweise, dass er eine Vorgeschichte zu Asimovs galaktischem Imperium darstellt, ebenso wie in

den späteren *Foundation*-Romanen auf den Inhalt von *Nemesis* verwiesen sind, ohne allerdings den Titel oder die Namen der Figuren zu nennen. Allem Anschein nach hat Asimovs damaliger Verleger von ihm einen Nichtserienroman gewünscht, und Asimov ist dem nachgekommen, aber nicht ohne sich eine Hintertür zur *Foundation* zu lassen.

DER AUTOR DES BESTSELLERS
»DIE KINDER DER ZEIT«

**ADRIAN
TCHAIKOVSKY**

DIE
**AUGEN
DER
GALAXIS**

ROMAN

HEYNE <

Adrian Tchaikovsky

Architekten 2: Die Augen der Galaxis

(The Eyes of the Void, 2022)

Heyne 32 183 (PB 686 S./€ 18,00)

München 2023

Aus dem Englischen von Irene Holicki

Genre: Science Fiction

Die Architekten waren zurück. Wie um die Geschichte ihrer früheren Misserfolge auszulöschen, waren sie eifrig tätig gewesen. Zuerst waren sie über Far Lux hergefallen, wo ihnen vor einem halben Jahrhundert drei Intermediäre entgegengetreten waren und den ersten Krieg beendet hatten. Diesmal hatte kaum jemand den Planeten vor dem Ende verlassen können.

Im Lauf der folgenden Monate waren sie – ohne System und ohne Vorwarnung – vor etlichen anderen Planeten am Himmel erschienen: als zackige Kristallmonde, die aus dem Unraum auftauchten. Von Berlenhof, der kolonialen Zentralwelt, hatte man sie abgewehrt, doch nirgendwo sonst war das gelungen. Der Krieg war in vollem Gange,

und niemand hatte sich die Gewohnheiten bewahrt, die im ersten Krieg Leben gerettet hatten. Jedenfalls so viele Leben, wie neben der kolossalen Zahl an Opfern tatsächlich gerettet worden waren. Die Menschheit musste erst wieder lernen, einen gepackten Koffer neben dem Bett stehen zu haben und immer zu wissen, wie man schnellstmöglich den nächsten Hafen erreichte. Und diesmal war nicht allein die Menschheit betroffen. (S. 22)

Vor achtzig Jahren waren die Architekten mit ihren monströsen Raumschiffen aus dem Unraum aufgetaucht und hatten von Menschen bewohnte Planeten en gros vernichtet. Schließlich war es dank besonders befähigter Menschen, der Intermediären, gelungen, die Architekten zum Rückzug zu bewegen.

Doch nun sind die Architekten wieder zurück, und sie sind gefährlicher denn je, denn sie haben offenbar ein Mittel gegen die Intermediären sowie gegen die Verbündeten der Menschen gefunden.

Die Scherben der Erde ist der Mittelteil einer weitgespannten Space Opera, in der der Kampf des Guten gegen des Böse aufs Neue bestritten wird.

HEYNE <

BO R. HOLMBERG
Brandwache

Roman

»Fesselnd bis zur letzten Seite.« *Örnsköldsviks Allehanda*

***Holmberg, Bo R.: Brandwache**

Bo R. Holmberg [Bo Roland Holmberg, 1945–]

*Polizeiamtman Harald Morell 3:
Brandwache*

(*Brandvakt*, 2004)

Heyne 43 166 (TB 336 S./€ 7,95)

München 2006

**Aus dem Schwedischen von Sigrid
Engeler**

Genre: Historischer Krimi

„Bitte, Per“, flüsterte sie.

Sein Blick irrte umher, als würde er etwas suchen. Eine Kiste mit Werkzeug, Nägeln und ... Er wühlte darin herum und bekam einen der Haken zu fassen, mit der bei der Ernte Korngarben hochgehoben werden, um sie auf die Trockengestelle zu hängen. Er packte den Haken und stieß ihn mit aller Kraft auf ihre Brust. Sie sank zu Boden.

„Mein Gott, was tust du denn?“, stöhnte Lisa. „Bitte, lieber Per ...“

„Du Aas, du Schlampe, du... Hure!“, brüllte er, beugte sich zu ihr hinunter

und schlug wieder zu, diesmal auf ihre Schläfe.

Der Haken blieb stecken. Er riss daran, bis er sich löste. Blut schoss aus der Wunde, und Lisa verstummte.

Noch zweimal schlug er auf sie ein, auf ihre Brust, so als ob er ihr die Brüste vom Leib reißen wollte.

Blind vor Raserei stand er über ihr, den Haken in der Hand. In seinem Schädel pochte es. Dann schüttelte er sich verwirrt und starrte auf sie hinunter.

Er beugte sich über sie.

„So geht's, wenn du nicht... du gehörst nämlich mir.“

Sie antwortete nicht, sondern stöhnte nur schwach. (S. 19)

Es ist das Jahr 1849 und wir befinden uns im spärlich besiedelten Nordschweden. Der Knecht Per Ersson hat für sich und seine Freundin, die Dienstmagd Lisa Magnusdotter, zwei Verlobungsringe gekauft. Aber aus einem nichtigen Anlass wird der als jähzornig bekannte Mann von einem Eifersuchtsanfall erfasst, infolgedessen er seine Verlobte totschlägt.

Zuständig für den Fall ist der Polizeiamtman Harald Morell aus Anundjö, der von seinem Gehilfen Johan Anundsson unterstützt wird. Morell hat selbst mit Problemen zu kämpfen, denn seine Frau Helena leidet seit der Geburt ihres Sohnes Gustav unter extremer Schwermütigkeit.

Odd war gerade zu seiner letzten Runde aufgebrochen, als er das Feuer sah.

Er war am Marktplatz angekommen, beim weißen Haus, in dem der Schult heiß wohnte, aber erst musste er die anderen wecken. Sein Herz pochte ihm bis zum Hals.

Jetzt ist es also so weit. Jetzt muss ich beweisen, dass ich etwas taue.

Er löste den Klöppel der Glocke und begann sie kräftig hin und her zu schwingen.

„Brand!“, schrie er. „Ein Feuer ist ausgebrochen!“

Er rannte die Straße entlang. Wie er sehen konnte, brannte es nicht in einem der Wohngebäude, sondern in einem der Innenhöfe. In der dritten Neben-

straße. Während er lief, läutete er weiter seine Glocke und schrie.

Schon konnte er in der Ferne die unruhig gewordenen Pferde hören. Er hastete weiter und kam zum Wohngebäude. Aber nicht dort brannte es, sondern in einem der dazugehörigen Nebengebäude. Der Stall stand in Flammen. Er läutete seine Glocke, so laut er konnte, und lief auf den Stall zu. Erst musste er alle Leute wecken, aber er konnte die Pferde hören – oder kamen die Geräusche nur von einem ... (S. 37)

In dem Nachbarort Örnköldsvik, der über keinen eigenen Polizeiposten verfügt, tut der Brandwächter Odd Anselmsson Dienst. Der Ort war gut beraten, ihn eingestellt zu haben, denn hier geht ein Brandstifter um. Aber nicht Alle haben so ein großes Glück wie dieser Hofbesitzer, denn beim nächsten Brand wird das Hauptgebäude ein Raub der Flammen und ein Bauernehepaar kommt ums Leben.

Brandwache, der dritte Roman um den Polizeiamtman Harald Morell, ist ebenso faszinierend wie seine zwei Vorgänger. Sei-

ne Qualität verdankt der Roman vor allem Bo R. Holmbergs Stil, der sehr schlicht, aber ungewöhnlich eindringlich gehalten ist und die Mentalität der Nordschweden im neunzehnten Jahrhundert sehr gut abbildet.

Die kriminalistische Handlung kommt auch nicht zu kurz, denn Morell steht vor der Frage, ob es zwischen dem Mord und den Bränden einen Zusammenhang gibt, beziehungsweise, ob alle Brände von demselben Täter gelegt wurden. Außerdem war nicht von Anfang an klar, die Feuer nicht durch ein natürliches Unglück ausgelöst wurden. So gibt es eine Vielzahl von möglichen Erklärungen, die Morell abwägen muss – und die Fahndung nach Per Ersson, der wie vom Erdboden verschluckt ist, geht auch nicht voran.

Besonders lesenswert wird der Roman durch die Sorgfalt, mit der der Autor seine Figuren zeichnet. Auch die Verbrecher sind hier Menschen mit Sehnsüchten und Ängsten, selbst wenn sie durch bestimmte Umstände vom rechten Pfad abgekommen sind. Und ein Mörder wie Per Ersson hat mit gutem Grund Angst vor dem Henker, denn auf Tötung, aus welchem Motiv und

mit welchen Mitteln auch immer, steht
unweigerlich die Todesstrafe.



***Neumeyer, Christine: Kuss des Kaisers**

Christine Neumeyer [1965–]

Johann Pospischil & Leopold Frisch 2: Der Kuss des Kaisers

Picus (HC 270 S./€ 22,00)

Wien 2023

Genre: Historischer Kriminalroman

K. u. k. Amtssekretär Josef Krzizek war im Auftrag Seiner Majestät, des Kaisers von Österreich unterwegs. Er musste den Erwerb des neuen Gemäldes von Gustav Klimt, „Der Kuss“, in die Wege leiten, bevor Seine Hoheit, Thronfolger Franz Ferdinand von einer Ungarnreise nach Wien zurückkehrte. Heute bot sich eine günstige Gelegenheit. Hunderte Künstler, man beachte, ein Drittel davon Frauen, stellten zwischen Schwarzenbergplatz und Stadtpark in einem für die Kunstschau von Architekt Josef Hoffmann geplanten Areal von Pavillons, Höfen und Gärten ihre Werke dem Publikum vor. Der bekannteste unter ihnen war zweifelsohne Gustav Klimt.

In wenigen Augenblicken würde der Meister die Eröffnungsrede halten. (S. 7)

Wir befinden uns im Wien des Jahres 1908. Es regiert noch immer der greise Kaiser Franz Joseph I. (1830–1916), aber der Thronfolger, der Neffe Erzherzog Franz Ferdinand (1863–1914) führt eine Art Schattenkabinett, weil er angesichts des fortgeschrittenen Alters seines Onkels jederzeit auf die Machtübernahme gefasst sein will.

In Bezug auf die Kunst sind sich Onkel und Neffe sehr uneins: Ersterer schätzt auch die Moderne, während Letzterer sie nicht in seinem Gesichtskreis haben will. Das macht für den Amtssekretär Josef Krzizk die vom Kaiser befohlene Erwerbung des neuesten Gemäldes des berühmten Malers Gustav Klimt (1862–1918) zu einer diffizilen Angelegenheit: Man muss es im unteren Schloss Belvedere unterbringen, in der Hoffnung, dass der Thronfolger seinen Aufenthalt auf das obere Schloss beschränken wird.

Die Fürstin hob die Hände. „Jeden Tag bete ich zum Herrgott und erlehe die

Gnade, mich endlich zu erhören. In Ungarn hätte man mich längst in den mir als Ehefrau des Thronfolgers rechtmäßig zustehenden Stand erhoben.“ Sie fuhr in die Falten ihres Rockes, zog ein weißes Tuch heraus und schnauzte sich geräuschvoll. „Wenn diese Verzichtserklärung doch nur annulliert werden könnt. Der Kaiser hat seinen Sohn unter Druck gesetzt. Die Renunziation war ein Irrtum. Unsere gemeinsamen Kinder tragen das Blut der Habsburger in sich. Sie haben Anspruch auf den Thron. Alles andere war eine himmelschreiende Ungerechtigkeit. Herrgott noch mal!“ (S. 41)

Der Erzherzog ist verheiratet mit der Gräfin Sophie Chotek, die vom Rang her ihrem Gatten nicht-ebenbürtig ist und daher auf den Titel einer Erzherzogin verzichten musste. Ihren fehlenden Rang und ihre mangelhafte höfische Erziehung macht sie allerdings durch fürstliche Allüren wieder wett. Gegenwärtig ist sie hochschwanger und daher noch reizbarer als sonst.

Eigentlich zum Staubwischen angestellt, geht Erna Kühner der Fürstin wegen Krankheit einer Hofdame zur Hand. Erna ist verheiratet mit Franz, einem maladen, ehemaligen Kutscher, mit dem sie drei Kinder hat: der erwachsene, charakterlich völlig missratene Daniel; die überaus reizende zwölfjährige Klementine; und die munteren Buben-Zwillinge.

Daniel hat sich bei ukrainischen Buchmachern mit einer ungeheuren Summe verschuldet, weshalb er seine ahnungslose Schwester gewissen Herren anbietet. Als sie von einem dieser Freier entjungfert – und damit auch entwertet – wird, geht Klementine ins Wasser. Sie wird zwar von ihrem Vater gerettet, ist aber von da an stark schwermütig, ohne dass ein Familienmitglied, Daniel natürlich ausgenommen, wüsste weshalb.

Etwa eine Stunde vor dem Eintreffen von Gustav Klimt klopfte es an der Bürotür des Amtssekretärs im Westflügel der Orangerie. Als Josef Krzizek öffnete, stand er vor dem Kurator Eduard Ameseder, der sich vor Lachen kaum halten

konnte. Mit gespitzten Fingern streckte er dem Sekretär eine vom übrigen Körper abgetrennte, recht gruselig anzusehende Hand entgegen. „Was treibt ihr neuerdings für einen Schabernack? Schaut so euer Feldzug gegen die Konkurrenz auf dem Galeriemarkt aus? Der Ansatz ist gut, mein Freund, die Durchführung allerdings ein bisserl übertrieben. Des Handerl passiert viel eher in die Grottenbahn im Prater als in einen kaiserlichen Schlosspark.“ Er lachte. Krzizek zuckte zurück. „Was ist das für ein grausliches Zeug,

Eduard? Tu das weg!“

„Die hing am Rande des Muschelbrunnens, der mittlere Finger zeigte direkt auf den Seiteneingang eurer Galerie. Ich habe mir erlaubt, das makabre Leitsymbol zu entfernen. Hast du dir das einfallen lassen? Soll das helfen, damit die Leut, die vom oberen Eingang runter zur Galerie spazieren, den Zugang an der Orangerie schneller finden?“ „Das ist nicht mein Werk, Eduard.“ (S. 64)

Die Hand, die in einem Brunnen des Belvedere gefunden wurde, ist leider nicht aus Gummi, sondern echt. Ein Stochern mit Stangen im Brunnen bringt Säcke mit weiteren Leichenteilen zutage, die einem jungen Mann gehören, dessen Kopf allerdings unauffindbar ist.

Das ist ein Fall für den gealterten geheimen Kriminalermittler Johann Pospischil und seinen jungen Assistenten, den Entomologen Dr. Leopold Frisch. Unterstützt werden sie von k. u. k. Major Alexander Brosch, da ohne das Militär im Schloss wenig geht. Vor allem muss allerhöchste Discretion gewahrt werden, denn die Information vom Fund von Leichenteilen im erzherzoglichen Brunnen darf unter keinen Umständen an die Presse gelangen.

Weil gleichzeitig Daniel Kühner abgänglich ist, wächst im Leser der Verdacht, jener missratene Sohn könnte ein Opfer der ukrainischen Banden geworden sein. Aber wieso sollten diese ihr Werk auf so ungewöhnliche und aufwändige Weise verrichten? Ein Stoß mit dem Messer und ab in die Wien, das ist ihr übliches Vorgehen.

Der Kuss des Kaisers ist ein faszinierender historischer Kriminalroman. Die Darstellung des Wiens des frühen zwanzigsten Jahrhunderts und der Mentalität seiner Bewohner ist herausragend gut gelungen. Der unaufdringliche, zeitlose Stil unterstützt dabei die Bemühungen um Authentizität. Nicht zuletzt trägt auch eine ausnehmende spannende Kriminalhandlung zum Gelingen des Werkes bei.



Timo Leibig

***Regenmacher 2: Die Herrin der
Regenmacher***

Penhaligon (PB 352 S./€ 16,00)

München 2022

Genre: Fantasy

Fliegen surrten in die Nacht davon.

Was der Krieger in der Hand hielt, war ein verwesender Hirschkopf, dem man das Geweih abgesägt hatte. Am Hinterkopf hingen seltsam vertrocknete Auswüchse aus violetten Hautlappen. In einem Auge steckte der abgebrochene Schaft eines Pfeils. Das andere stand offen, war vertrocknet, aber die Farbe war noch bestens zu erkennen. Das Gelb-orange leuchtete im Feuerschein auf.

„Bei Paar!“, entfuhr es der Hexe. „Das sieht nach...“

„... einem Hirsch aus“, ergänzte Artur. „Es war auch einer. Ein ganz komischer mit grauem Fell und diesen violetten Auswüchsen. Er hat den königlichen Jagdmeister getötet. Ich überlebte nur durch diesen zugegeben meisterlichen Schuss ins Auge.“ Ihn schauderte es

immer noch beim Gedanken an jene Begegnung. (S. 35)

Ein dämonisch erscheinender Hirsch tötet den Jagdmeister des Königreichs Westend; dessen Gehilfe Artur kann mit viel Glück und einigem Geschick entkommen.

Für die Heilerin Lonya, der Matronin der Gilde der Zeichen, ist offensichtlich, dass die Jundar, die Geschöpfe des bösen Ives, wieder aufgetaucht sind und nun Tiere befallen. Mit Hilfe der Zwillinge Henning und Nante macht sie sich daran, das Übel zu bekämpfen, bevor es übermächtig wird.

Die Herrin der Regenmacher ist ein unterhaltsamer Fantasyroman mit sympathischen Hauptfiguren und ihren schauerlichen Gegenspielern.



Förderverein Weißensteiner Burgkasten
„Rettet das fressende Haus“ e.V.

WEISSENSTEINER MINIATUREN 9



Rolf Rieß

Wer spukt bei Mac Lean?

Roman von Fedor B. Isjagin
Aus dem Russischen übersetzt
von Siegfried von Vegesack

edition lichtung

**Fedor B. Isjagin [Siegfried von
Vege sack, 1888–1974]**

***Wer spukt bei Mac Lean?* (1928/1929)**

edition lichtung, Weißensteiner

Miniaturen 9 (PB 238 S./€ 14,95)

Herausgegeben und mit einem

Nachwort versehen von Rolf Rieß

Viechtach 2022

Genre: Krimi

„Melden Sie, bitte, dem Polizeipräsidenten, dass ich ihn in einer dringenden Angelegenheit sprechen muss!“

„Wen darf ich melden?“

Die kleine magere Dame mit den weißen Löckchen unter einem altmodischen Hut, einer ganz unmöglichen graukarierten Jacke und einem weiten, bis zu den Knöcheln reichenden Rock öffnet ihren Lederbeutel und holt einen Brief in Visitenkartenformat hervor.

„Hier ist meine Karte, der Präsident erwartet mich.“ Fünf Minuten später öffnen sich ihr alle Türen. Der Polizeipräsident selbst, Graf Rosenskjöld, ein stattlicher älterer Herr von noch jugendlicher Lebhaftigkeit, eilt ihr mit

elastischen Schritten entgegen, stutzt aber bei ihrem Anblick, bleibt wie angewurzelt stehen und fährt sich über die Stirn. (S. 11)

Stockholm, zwanziger Jahre. Der bekannte amerikanische Regisseur Mac Lean plant einen antibolschewistischen Film über die Fürstin Apraxin, in dem seine Gemahlin, die berühmte Schauspielerin Maud Mirabel, die Hauptrolle spielen soll.

Doch die Proben zu dem Film werden von Unbekannten systematisch sabotiert; zudem erhält Mac Lean bestens informierte Drohbriefe in russischer Sprache, die mit „Das Exekutivkomitee“ unterzeichnet sind. So nimmt es nicht Wunder, dass sich Mac Lean hilfesuchend an die Stockholmer Polizei wendet. Der Polizeipräsident Graf Rosenskjöld beauftragt seinen besten Mann, den Oberkriminalkommissar Gunnar Haglund, mit dem Personenschutz. Doch die Verbrecher gehen derart raffiniert vor, dass es ihnen selbst auf dem Polizeikommissariat gelingt, den in einem Zimmer allein wartenden Mac Lean zu betäuben, zu fesseln und einzusacken.

Haglund begibt sich mit seinem Assistenten zu der Villa, in der die Filmcrew logiert, und tauscht dort raffiniertweise die Rollen mit dem Arzt Dr. Sibelius, um die Übeltäter insgeheim ausforschen zu können.

„Und was soll ich als Detektiv tun?“, fragt Doktor Sibelius hilflos.

„Das will ich Ihnen sagen“, erklärt Haglund. „Vor allem müssen Sie schweigen, tiefsinnig und nachdenklich schweigen. Dann jeden Menschen sehr scharf und durchdringend ansehen und plötzlich eine völlig belanglose Frage stellen. Natürlich müssen Sie sich immerfort Notizen machen und wenn irgend möglich, einmal auf den Fußboden niederknien und hinstarren, als hätten Sie etwas Wichtiges gefunden. Wenn Sie das alles getan haben, können Sie nach einer Stunde wieder fortfahren.“
(S. 36)

Aber die Einschläge der Terroristen kommen in rascher Folge, und wenn man ihren Drohungen glauben will, dann wird Mac

Lean um zwei Uhr Nachts endgültig der Garaus gemacht – es sei denn, er nähme von seinem Filmprojekt Abstand, was zu befolgen er sich jedoch strikt weigert.

Wer spukt bei Mac Lean? erschien von 1928 bis 1929 in zweiundvierzig Folgen in der Zeitschrift *Kölnische Illustrierte Zeitung* und 1929 bis 1928 in der *Bremer Zeitung*, beide Male unter dem Pseudonym Fedor B. Isjagin, mit dem Zusatz „Übersetz von Siegfried von Vegesack“. 1931 kam der Roman unter dem Titel *Film mit Hindernissen* als Buch im Verlag der Zeit-Romane in Berlin heraus.

Siegfried von Vegesack wurde im Baltikum geboren und erwarb 1918 die Burgruine Weißenstein im Landkreis Regen in Bayern. Er nannte sie das „Fressende Haus“, weil die Renovierung viel Geld verschlang, das Vegesack zum Teil durch das Verfassen des vorliegenden Romans aufbringen musste. Der Förderverein Weißensteiner Burgtasten „Rettet das fressende Haus“ e. V. hat nun nach fast hundert Jahren Vegesacks einzigen Kriminalroman neu herausgebracht.

Wie Rolf Rieß im Nachwort ausführt, verzichtet der klassische Kriminalroman auf eine Charakteranalyse der Figuren: Der Detektiv identifiziert den Täter allein anhand von Indizien, wobei er keinerlei Rücksicht auf die gesellschaftliche Stellung oder die Art des Auftretens der Verdächtigen macht.

Wer spukt bei Mac Lean? zeigt schon durch den Titel an, dass die Aufklärung des überaus mysteriösen Falls sehr schwierig werden wird; der oder die Verbrecher scheinen über unbegrenzte Mittel und geradezu geniale Fähigkeiten zu verfügen. Im Lauf der Geschichte dämmert zwar dem Leser, wo des Rätsels Lösung liegen könnte, aber sicher kann er sich erst bei der endgültigen Aufklärung am Ende des Romans sein. Vegesacks Detektiv verzichtet glücklicherweise, die gesamte Handlung nochmals en detail aufzurollen, wie es im klassischen englischen Krimi üblich ist, sondern Haglund reißt nur in groben Zügen an, wie die geheimnisvollen Anschläge begangen wurden.



David Icke

***Die Falle. Was sie ist, wie sie funktioniert
und wie wir ihren Illusionen entkommen
(The Trap. What it Is, How it Works and
How We Escape its Illusion, 2022)***

Amra (HC 464 S./€ 28,99)

Hanau 2023

Mit Illustrationen von Neil Hague

Aus dem Englischen von Michael

Görden

Genre: Erkenntnisgewinn

Kapitel 1

Wir sind hier, um uns zu erinnern

*David Icke ist ein visionäres Genie. Jeder,
der das in dieser späten Phase des Spiels
nicht erkennt, ist verblendet, ignorant oder
dumm. – JAMES DELINGPOLE*

Wer hätte gedacht, dass inmitten all der Jahrzehnte des Spottes und der Beschimpfungen eines Tages ein angesehener Journalist einmal solche Worte über diesen Irren David Icke schreiben würde? Ich hoffe, dass meine Lebenserfahrung gezeigt hat, wie wichtig es ist, seine Wahrheit zu sagen, wie auch immer die aussehen mag, unabhängig von

den Aktionen und Reaktionen anderer. Die Menschheit wurde über Tausende von Jahren hinweg von dem, was wir „Zeit“ nennen, in eine Realitätsblase manipuliert, um sich selbst und das Leben in einer so kleinen, mikroskopischen Kurzsichtigkeit zu sehen, dass nur noch die Grundfunktionen des Überlebens die Wahrnehmung des „Lebens“ ausmachen. Das ändert sich zwar gerade, da immer mehr Menschen aus ihrer Trance erwachen, aber für große Teile der Menschheitsfamilie ist es nach wie vor so. Daher wird jeder, der sich jenseits dieser Mauern der kurzsichtigen Wahrnehmung zeigt, denkt, fühlt und weiß, mit Spott, Beschimpfungen und Ablehnung von Seiten derjenigen konfrontiert werden, die den erweiterten Sinn der Realität, der vermittelt wird, buchstäblich nicht erfassen oder verstehen können. Dennoch müssen wir unsere Wahrheit aussprechen. (S. 11)

Der menschliche Geist will sich befreien aus der Matrix, in der er gefangen gehalten wird, er will dieser Illusion von Realität, die

ihn vernebelt, überwinden. Doch zu stark ist der Bann, unter dem der Geist steht.

Wenn sich unter den Leser einer befindet, der das Gefühl hat, dass sein Geist die Fesseln sprengen will und das nicht als Bedrohung, sondern als Chance begreift, dann steht David Ickes phänomenaler Ratgeber *Die Falle* bereit, ihm den Weg aus den Illusion zu weisen.

**Harald Lesch
Thomas Schwartz**

DIE ZUKUNFTS FORMEL

**Echter Fortschritt braucht
Wiederholung**

**SPIEGEL
Bestseller-
Autoren**

HERDER

Harald Lesch & Thomas Schwarz

Die Zukunftsformel. Echter Fortschritt braucht Wiederholung

Herder (HC 176 S./€ 18,00)

Freiburg Basel Wien 1922

Unter Mitarbeit von Simon Biallowons

Genre: Sachbuch

Harald sagte: „Das Allmähliche, das ist schon etwas Tolles. Ich erzähle mal etwas: Ich bin ein passionierter Klavierspieler. Wobei ich ‚passioniert‘ im Sinne von ‚leidenschaftlich‘ verstehe und nicht als Ausweis einer besonderen Meisterschaft. Wer ebenfalls Klavier oder ein anderes Instrument spielt, wer sich überhaupt über einen längeren Zeitraum hinweg einer bestimmten Sache kontinuierlich widmet, der oder dem wird das bekannt vorkommen: Ich setze mich ans Klavier und spiele eine Tonleiter nach der anderen. Immer wieder spiele ich diese Tonleitern. Und es wird immer besser. Ich werde immer besser; und ich merke, dass es mir immer leichter fällt, dass es mir buchstäblich leicht von der Hand geht. Ich kom-

me in einen Flow, den Flow der Wiederholung, der mich persönlich weg-reißt und der alles andere als eintönig ist, sondern eine wunderbare Symphonie in meinem Kopf erzeugt, egal, wie es für Außenstehende klingen mag. Objektiv betrachtet spiele ich eine Tonleiter nach der anderen und irgendwann ein Stück, das ich schon seit Jahren oder gar Jahrzehnten spiele, in meinem Fall zum Beispiel etwas von Frederic Chopin. Für mich ist diese Wiederholung aber nicht nur das Tor zum Flow, sondern ich entdecke plötzlich ganz neue Nuancen. Dazu muss ich anmerken, dass ich mein Repertoire über die Jahre nicht sonderlich erweitert habe, sondern oft dieselben Stücke spiele -aber eben immer wieder anders. Man könnte ja meinen, Wiederholung schließe Weiterentwicklung, Fortschritt und Varianz aus. Aber das Gegenteil ist richtig! Wiederholung ist oft die Bedingung der Möglichkeit für Fortschritt und Varianz. Und deshalb hat das Lob der Wiederholung gar nichts mit einem tugendhaften

oder gar moralischen Appell zutun. Es ist schlichtweg natürlich.“ (S. 10f)

Beim Spielen von Tonleitern kommt Harald Lesch die fundamentale Erkenntnis, dass Weiterentwicklung und Wiederholung sich nicht ausschließen, sondern das Erstere vielmehr auf dem Letzteren basiert. So wie sich Melodien abgewandelt wiederholen, so wie das menschliche Herz in einem fort schlägt, so wie die Gestirne ihren Bahnen folgen, so ist Fortschritt ohne Aufbau auf Bestehendem unmöglich.

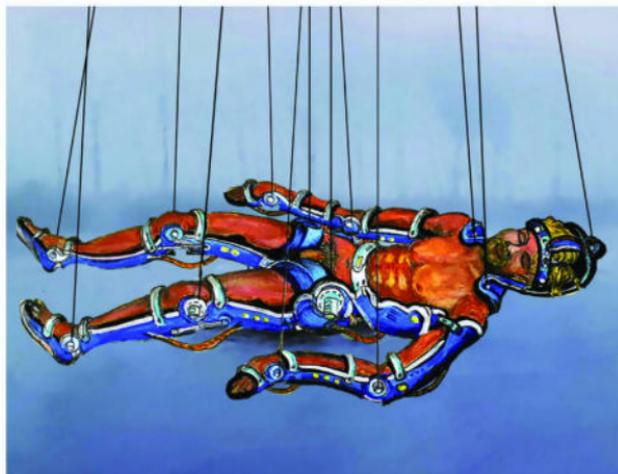
Als Beispiel führen die Autoren die Erfindung des Buchdrucks an: Bereits lange vor Gutenberg war die Druckerpresse bekannt, wusste man Druckerschwärze herstellen, konnte man ganze Tafeln in einem Arbeitsgang auf Papier drucken. Was Gutenberg machte, war eine Verbesserung des Bestehenden: Er ertüchtigte die Druckerpresse, änderte die Mischung der Druckerschwärze und druckte anstatt von ganzen, handgeschnittenen Tafeln von beweglichen, für andere Vorlagen wiederverwendbaren Lettern. Das war ein großer Fort-

schritt, aber einer, der ohne die Vorgänger nicht denkbar gewesen wäre.

Dieses Prinzips des Aufbaus auf Bestehenden bezeichnen Lesch & Schwarz als „Zukunftsformel“; damit wollen sie uns den Weg in eine bessere Welt weisen.

Max Claro

**Der Mann,
der aus dem
3D-Drucker kam**



HELLER VERLAG

Max Claro

Der Mann, der aus dem 3D-Drucker kam

Heller (HC 206 S./€ 12,90)

Taufkirchen 2022

Genre: Science Fiction

Der Mann, der an meinem Bett stand, war groß und schlank. Er trug asiatische Gesichtszüge, schulterlanges, schlohweißes Haar, einen dünnen Ziegenbart und einen Arztkittel. Abwechselnd starrte er auf mich und eine Art Oszillografen. Ich konnte sehen, dass er zu mir sprach, aber ich hörte nichts. Überhaupt nichts. Totenstille.

Aufgeregt winkte der Fremde einen deutlich jüngeren untersetzten Mann und eine bildhübsche junge Frau zu sich heran. Beide hatten ebenfalls asiatische Gesichtszüge und trugen weiße Kittel.

Nun redeten alle drei abwechselnd auf mich ein. Ich versuchte, ihre Lippen zu lesen, doch mein Blick war verschwommen.

„Wo bin ich?“, wollte ich fragen. Aber ich merkte, dass die Worte meinen Mund nicht verließen. Es gelang mir

weder Luft durch meine Stimmritzen zu
pressen noch meine Lippen zu formen.
(S. 8)

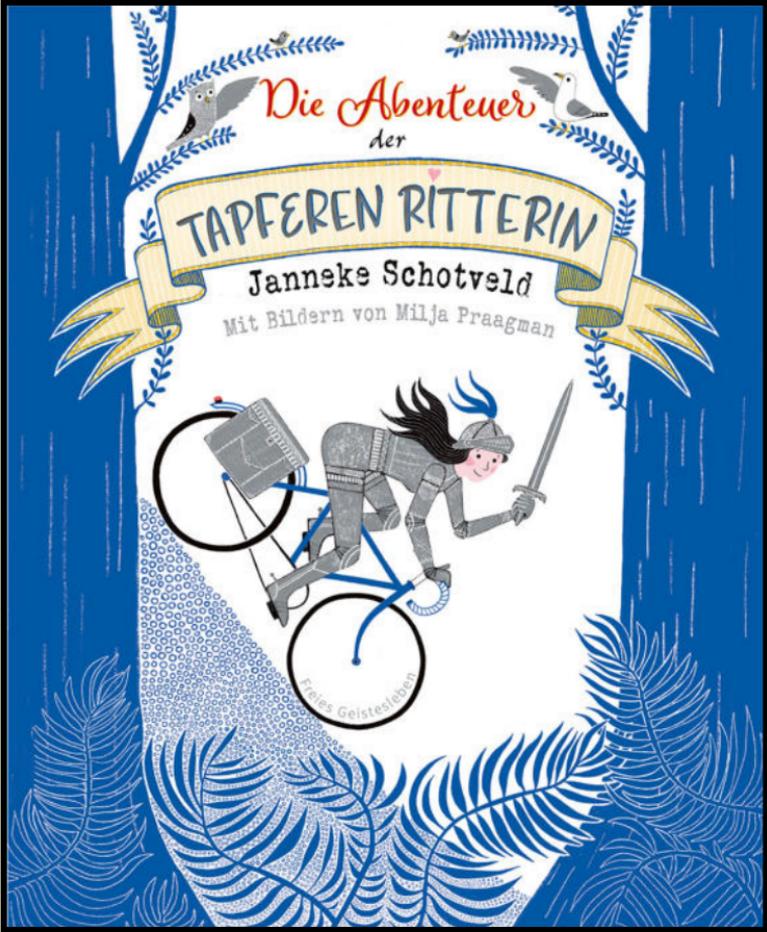
Ein Mann erwacht in einem Krankenbett ohne jede Erinnerung; auch seine körperlichen Fähigkeiten sind stark eingeschränkt. Nach mehrmaligen Narkosen bessert sich zumindest Hören und Sprechen.

Später erfahren wir, dass wir uns im Jahr 2060 im NewLife Institute in Bangkok befinden. Ein gewisser Walter Fabricius, Schauspieler von Beruf, hat diesem Institut den Auftrag erteilt, von ihm selbst einen Klon aus einem 3D-Bio-Drucker herzustellen, der pünktlich zu seinem siebzigsten Geburtstag fertig sein soll. Der Klon, später WalterEgo genannt, hat ein körperliches Alter von etwa fünfunddreißig Jahren, besitzt verbesserte Sinne, eine robustere Konstitution und wird problemlos zweihundert Jahre alt werden.

Als der siebzigste Geburtstag naht, ist WalterEgo so weit, dass er dank zehntausend Mikroelektroden im Gehirn über Walters Erinnerungen verfügt, und so muss er

nach Deutschland reisen, um sein älteres Ich zu treffen.

Ob das Herstellen eines Klons, wie es in *Der Mann, der aus dem 3D-Drucker kam* beschrieben wird, in vierzig Jahren möglich sein wird, sei dahingestellt. Max Claro geht es nicht nur um die technischen Voraussetzungen, sondern insbesondere um die seelische Verfassung des Klons und die moralischen Implikationen der Produktion eines Menschen durch eine Maschine.



**Janneke Schotveld (Text) & Milja
Praagman (Bilder)**

*Die Abenteuer der tapferen Ritterin
(Avanturen van de dappere ridster, 2020)*

Freies Geistesleben 2022

**Aus dem Niederländischen von Eva
Schweikert**

Genre: Phantastik

Schon als Baby war sie anders. Sie blickte so klar und unerschrocken in die Welt, dass manche Leute zurückwichen, wenn sie sich über ihre Wiege beugten.

Sie setzte sich schon für Schwächere ein, noch ehe sie sprechen konnte. Sie war noch ein Kleinkind, als sie dem Nachbarjungen resolut eine Schaufel auf den Kopf schlug, weil er in einem fort sein Schwesterchen ärgerte. Stützräder lehnte sie ab. Nachdem sie viermal vom Rad gefallen war, konnte sie fahren.

Schwimmunterricht hatte sie nie. Sie rettete schon Käfer aus dem Wasser, noch ehe sie schwimmen konnte.

Ja, es zeigte sich schon früh, dass sie anders war. Sie wurde daher auch nicht Lehrerin, Zahnärztin, Polizistin, Imke-

rin, Pilotin oder Hundefriseurin ... Nein, sie wurde Ritterin.

Aber nicht irgendeine Ritterin, sondern die tapferste Ritterin des Landes.
(S. 7)

Diese tapfere Ritterin lebt in unserer Gegenwart. Mit einer Rüstung bekleidet und mit einem Schwert gegürtet, fährt sie auf ihrem Fahrrad durch die Stadt und rettet Menschen und Tiere, die in Bedrängnis geraten sind.

Ihr erstes Abenteuer erlebt sie mit einem Löwen, dem es im Zoo zu langweilig geworden ist und der daher mit der Straßenbahn durch die Stadt gefahren ist. Einerseits fürchten sich die Leute vor ihm zu Tode, andererseits hat er genug von seinem Ausflug und möchte wieder zu seiner Familie zurück. Aber da steht die Polizei und will, nachdem es ihr missglückt ist, den Löwen mit einem Betäubungsgewehr zu erlegen, das Tier allen Ernstes mit einer scharfen Waffe erschießen. Doch es erscheint als Retter in der Not die Ritterin und überredet den Löwen, mit ihr zurück zum Zoo zu gehen. Damit sich die Leute

nicht mehr fürchten, legt sie ihm eine Leine um, und dann geht es ab nach Hause.

Insgesamt elf Quests erlebt die junge Frau in *Die Abenteuer der tapferen Ritterin*; im letzten führt sie sogar einen braunen Prinzen auf ihrem Fahrrad heim. Daran schließen sich vier nützliche Tipps für Mädchen an, die gesonnen sind, ebenfalls den Beruf der Ritterin zu ergreifen.

Text und Bilder harmonieren ganz wunderbar in diesem naiven, herzerfrischenden Kinderbuch, das sich hervorragend zum Vorlesen, zum Selberlesen oder zum Verschenken eignet.



Ursula Poznanski

Stille blutet

Knaur (PB 400 S./€ 16,99)

München 2022, 4. Auflage

Genre: Thriller

„Ein trauriges Ereignis droht demnächst die Medienlandschaft zu erschüttern“, las Nadine vom Prompter und versuchte gleichzeitig, Iris und den Bebrillten im Auge zu behalten. „Eines der hoffnungsvollsten Talente der heimischen TV-Szene wird in Kürze tot aufgefunden werden.“ [...]

Man durfte ihr die Verwirrung nicht anmerken, die Kamera lief noch, oder? Ja, tat sie, und auch der Text auf dem Prompter rutschte weiter, also führ Nadine fort, was sollte sie auch sonst tun, einfach nur wortlos in die Kamera glotzen? „Bei dem Opfer handelt es sich um die siebenundzwanzigjährige Nadi...“ Sie wollte innehalten, bremste sich aber zu spät. „Nadine Just.“ (S. 8)

Die konfliktfreudige Nadine Just arbeitet beim Unterschichten-Fernsehsender Quick-

TV in Wien. Eben hat sie völlig ahnungslos die Meldung über ihren eigenen bevorstehenden Tod vom Teleprompter abgelesen. Ihre Kollegen schwören Stein und Bein, den Text, der auf einem USB-Stick angeliefert wurde, nicht manipuliert zu haben. Entsetzen breitet sich aus, allerdings nicht wegen der Befürchtung, Nadine könnte ermordet werden, sondern wegen des Image-Schadens, den der Sender erleiden könnte.

Doch es dauert nicht lange, dann wird Nadine von ihrem Ex-Freund Tibor Glaser tot in der Garderobe des Senders aufgefunden – ermordet mit Stichen in den Hals.

Das ist ein Fall für Oliver Homburg, Georg Matejka, Ahmed Kayah vom LKA sowie die neu hinzugekommene Serafina Plank, die sogleich von Oliver auf gemeinste Weise gemobt wird.

Die Ermittlungen fördern zutage, dass Nadine eine Affäre mit ihrem Programmchef Kurt Eferling hatte – der Klassiker, wie angemerkt wird. Da Nadines Ansage ausgestrahlt wurde, brummen die sozialen Medien in der Folge geradezu: Jedermann ereifert sich auf Facebook, Instagram oder Twitter über den Mord. Aber noch während

die Ermittler den Verdacht hegen, der Mörder könnte aus dem privaten Umfeld der Toten stammen, kommt es zu einem zweiten, ähnlich gelagerten Fall, der allerdings mit Nadine nicht in Zusammenhang steht. Geht etwa in Wien ein wahnsinniger Serienmörder um?

Ursula Poznanski hat mit *Stille blutet* einen rasanten Thriller abgeliefert, bei dem die Demütigungen, die sich die junge Ermittlerin Fina gefallen lassen muss, ebenso dramatisch sind wie die Mordermittlungen.



»Andreas Laudan weiß mit
einfachen Worten zu fesseln.«

Literaturschock.de

ANDREAS LAUDAN

**DAS
GEFLECHT**
THRILLER

Andreas Laudan

***Das Geflecht* (2012)**

Edition Nova (TB 368 S./€ xx)

Köln 2012

Genre: Science Fiction

BETRETEN VERBOTEN LEBENSGEFAHR

Die Buchstaben prangten auf einem Schild, das auf halber Höhe an dem schweren Gittertor angebracht war. Die zylindrischen Metallstangen glänzten in der Nachmittagssonne. Hinter dem Tor führte ein Gang ins Erdreich unter der Böschung. Er war sauber geschlagen, mit verwitterten Holzbalken abgestützt und verlor sich schon nach wenigen Metern in der Dunkelheit. (S. 17)

Die Abiturienten Justin Bringshaus, Laura, Finn und Dana kommen auf die gefährliche Idee, in das bereits 1966 stillgelegte Bergwerk des Ortes Linden einzusteigen, um sich ein wenig Aufregung zu verschaffen.

Im selben Moment spürte sie einen übermächtigen Ruck. Offenbar hatte Finn den Rand der Schachtöffnung los-

gelassen, um mit letzter Kraft nach ihrem Arm zu greifen – und was dann geschah, ging so schnell, dass sie es kaum begriff. Danas Körper rutschte über den Boden, verdrehte sich. Eine steinerne Kante schrammte über ihre Schulter. Finn schrie, und sie mit ihm. Ihr rechter Unterarm, von seiner Hand wie von einem Schraubstock umspannt, zog sie mit übermächtiger Gewalt hinab. Dana stürzte über den Rand der Schachtoffnung und glitt in die Tiefe. Ihre Fingernägel schrammten über nackten Fels, doch das glatte, von einem Film aus Salzwasser überzogene Gestein bot keinerlei Halt. (S. 32)

Infolge einer Unvorsichtigkeit stürzen Finn und Dana in einen senkrechten Schacht, aus dem es kein Entkommen gibt.

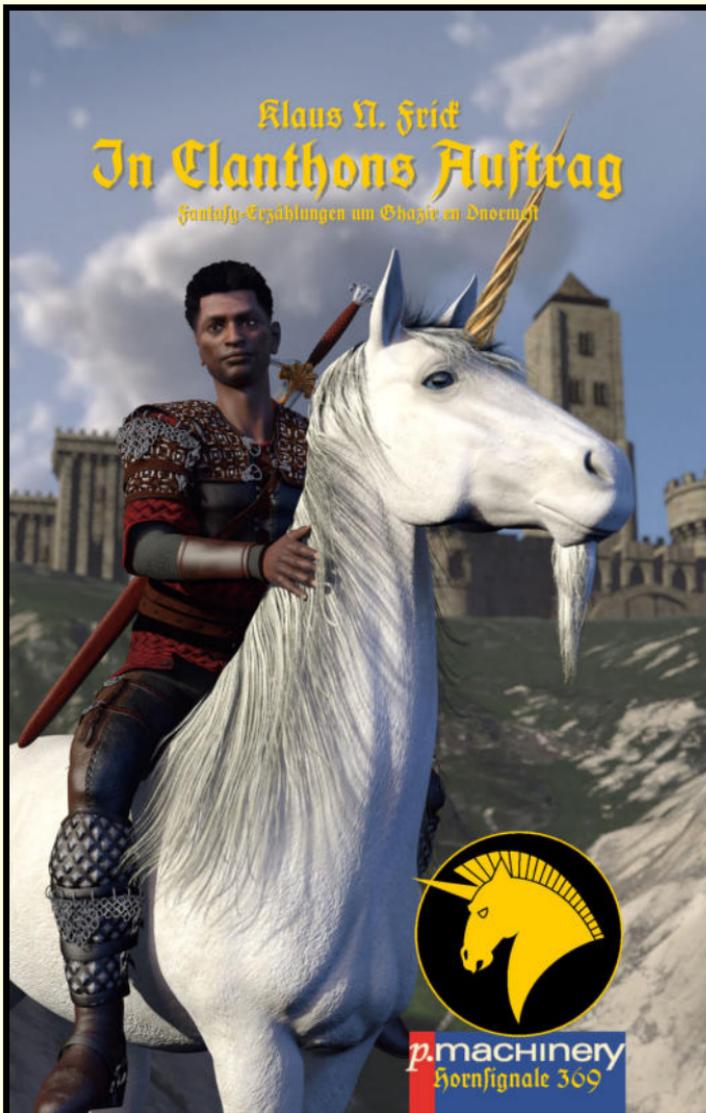
Da Justin und Laure die beiden Verunglückten nicht retten können, alarmieren sie Justins Vater, und dieser wiederum ruft die Bergretter Tia Traven und Leon zu Hilfe. Tia ist zwar blind, aber ihre anderen Sinne sind geschärft, was ihr in dem dunklen Bergwerk sehr von Nutzen ist.

„Ich weiß nicht, wie ich es beschreiben soll ...“ Tia zögerte, während sie die wenigen Stellen nackter Haut befühlte, die sie erreichen konnte. Der junge Mann lag ausgestreckt auf dem Rücken und atmete schwach, aber regelmäßig. Sein rechtes Bein war verdreht und offenbar mehrfach gebrochen – da konnte man seine Bewusstlosigkeit als Segen betrachten. Was Tia weit mehr alarmierte, war die Tatsache, dass das Fasergeflecht fast seinen gesamten Körper bedeckte, als hätte eine gigantische Spinne ihn eingesponnen. Ganze Büschel wanden sich um seine Beine und hatten sich quer über Brust und Hüften gelegt, als wollten sie ihn am Boden halten. Auch der Kopf des jungen Mannes war zur Hälfte überwuchert: Die Flechten hatten sein Haar, seine Wangen, seine Ohren und den nackten Hals erfasst und wie mit feuchtem Moos bedeckt. Bei dem Versuch, die Fasern fortzuwischen, stellte Tia fest, dass sie überraschend zäh waren und auf der Haut hafteten. (S. 77f)

Finn wird als erster geborgen. Eine zusätzliche Schwierigkeit war, dass es in dem Bergwerk offenbar ein gigantisches Pilzgeflecht gibt, das Finn nicht nur in kurzer Zeit eingesponnen hat, sondern sogar in seinen Körper eingewachsen ist.

Tia entdeckt auf dem Grunde des Schachts einige Fässer. Obwohl sie nicht sehen kann, kann sie doch feststellen, dass sie mit Gefahrenaufklebern bedruckt sind, die die Form von Warnungen vor radioaktivem Abfall haben.

Das Geflecht beschäftigt sich in erster Linie mit den überaus schwierigen Rettungsaktionen, denn die Abgestürzten haben sich nicht nur verletzt, Dana wurde auch noch eingeklemmt. Nebenher gibt es auch noch ein Science-Fiction-Elemente über eine mutiertes, rasch wucherndes Pilzgeflecht.



Klaus N. Frick

***In Clanthons Auftrag. Fantasy-Erzählungen
um Ghazir en Dnormest***

**p.machinery, Außer der Reihe 76,
Hornsignale 369 (PB 256 S./€ 14,90)**

Winnert 2023

Genre: Fantasy

Ich trieb im Wasser, fühlte mich wie losgelöst von aller Mühsal, schwebend und sorgenlos in der Wärme eines Sommertages, und dachte ständig an den Tod. Flammen loderten, Häuser zerbarsten in der Glut, Männer fielen, von Schwertern getroffen, Not und Verzweiflung blieb den Überlebenden. Ich bekam die Gedanken nicht aus dem Kopf, sie trieben durch meinen Geist wie Wellen, die eine schwache Brandung durch den unendlichen Ozean schiebt. (S. 9, „Die Hexe vom Sumpfwald“)

Ghazir en Dnormest hält sich in der Nähe der Sümpfe an der Grenze von Clanthon auf, begleitet von seinem Diener Raimund Riemenschneider und dessen Schwester Jo-

lana. Man erzählt sich her allerhand Geschichten über eine gefährliche Sumpfhexe, die im Sumpfwald haust. Und tatsächlich, Jolana beginnt sich merkwürdig zu verhalten: Sie ist kaum ansprechbar und starrt die ganze Zeit in eine Ecke. Weil Ghazir en Dnormest den Verdacht hat, hier könnte Magie am Werk sein, macht er sich auf, die Sumpfhexe aufzuspüren. Diese Aufgabe wird selbst für einen tapferen Kämpfer wie Ghazir nicht leicht werden, denn die Sumpfhexe ist eine Gestaltwandlerin.

Im Jahr 1966 gründeten Hubert Straßl und Eduard Lukschandl zusammen mit drei weiteren Freunden den Fantasyclub Fellowship of the Lords of the Lands of Wonder, kurz FOLLOW. Man entwarf eine Fantasywelt namens World of Wonder, auf der man nach den Regeln des selbsterdachten Fantasyspiels Armageddon große Schlachten austrug.

Schon bald kam die Idee auf, die Länder der World of Wonder mit Kulturbeschreibungen zu ergänzen und Erzählungen über diese Fantasywelt zu schreiben. Später wurde die World of Wonder in Magira umbenannt, und die Vereinsmitglieder wurden

angehalten, sich ein Alter ego – heute würde man sagen Avatar – auf Magira zu wählen und nach Möglichkeit Erzählungen über diese Figur zu schreiben.

Klaus N. Frick, Jahrgang 1963, ist im Jahr 1979 in FOLLOW eingetreten und suchte sich als Heimat für sein dunkelhäutiges Alter ego das südliche Wüstenland Esran. Von dort verschlug es Ghazir en Dnormest bald in nördlichere Gefilde, nämlich nach Clanthon.

In dem vorliegenden Buch sind sieben Erzählungen von Klaus N. Frick über Ghazir en Dnormest abgedruckt, die der Autor im Lauf etlicher Jahre in verschiedenen Publikationen des Vereins veröffentlicht hat. Für die vorliegende Ausgabe wurden sie noch einmal bearbeitet.

Klaus N. Fricks Erzählungen in *In Clanthons Auftrag* zeichnen sich durch phantasievolle Abenteuer, vor allem aber durch eine stimmungsvolle Beschreibung der Gegebenheiten der Welt Magira, ihrer Landschaft, Flora, Fauna und ihrer Bewohner aus. Eine Kenntnis der oben erwähnten Hintergründe ist für die Lektüre nicht not-

wendig, weil die Erzählungen völlig selbstständig sind.

LINUS GESCHKE

ENGELS THRILLER GRUND

**SPIEGEL
Bestseller-
Autor**

dtv
premium

Linus Geschke

Alexander Born 3: Engelsgrund

dtv 21 690 (TB 396 S./€ 10,95)

München 2021

Genre: Thriller

Um nach Engelsgrund zu gelangen, musste man einer schmalen Straße folgen, die sich wie ein Gedärm den Berg hochschlängelte, und dann auf einen unscheinbaren Forstweg abbiegen, der an einem massiven Zaun endete, welcher das Grundstück weiträumig umschloss – errichtet von dem neuen Besitzer, der das Anwesen dreizehn Jahre nach der Insolvenz und zu einer Zeit gekauft hatte, als die Natur schon begann, sich die Mauern des ehemaligen Sanatoriums einzuverleiben.

Vor allem in den ersten Jahren hatte es unter den Dorfbewohnern viele Gerüchte über diesen geheimnisvollen Mann gegeben, aber nur wenige gesicherte Erkenntnisse. Sein Name war Maurice Lampert, und er war reich, das war klar. Nach dem Kauf hatte Lampert durch verschiedene Unternehmen um-

fangreiche Baumaßnahmen durchführen lassen, die sich über Jahre hinzogen, bevor er mit einer Gruppe Frauen und Männer, die er wie ein Fürst um sich geschart hatte, nach Engelsgrund gekommen war. (S. 8)

Nahe dem Dorf Malmedy in den Ardennen liegt das ehemalige Lungensanatorium Engelsgrund. Jetzt leben dort an die fünfzig Menschen unter der Leitung eines gewissen Maurice Lampert; die esoterische Gemeinschaft nennt sich nach einem alten keltischen Gott Cerunnos.

Ihre Einstellung änderte sich erst, als an einem kalten Wintermorgen eine nackte Frauenleiche gefunden wurde, die mit dicken Zimmermannsnägeln an einen Baum unweit des Grundstücks genagelt worden war. Ihr schmaler Körper war mit zahlreichen Schnitten übersät, die Brüste waren abgetrennt. Eine Haube aus Schnee hatte sich auf ihre dunklen Haaren gelegt, die im Licht der frühen Morgensonne wie eine Krone glänzte – so als wollte die Natur die To-

te nach all den erlittenen Qualen auch noch verspotten.

Die örtliche Polizei war mit der Situation heillos überfordert, dennoch fand sie drei Dinge recht schnell heraus: Die Tote hieß Valerie Wegmann, war siebenundzwanzig Jahre alt, Mitglied bei Cernunnos und hatte in Engelsgrund gelebt.

Sie war die erste Leiche.

Der Anfang.

Mit ihr begann, was so bald nicht enden würde. (S. 10f)

In der Nähe von Engelsgrund wird im Wald eine übel zugerichtete, an einen Baum genagelte Frauenleiche gefunden. Das versetzt die Berliner Polizisten Carla Diaz in höchste Panik, denn ihre Tochter Malin lebt bei ebenjener Sekte. Da Malin um keinen Preis mit ihrer Mutter reden will, beauftragt Carla ihren Freund, den Expolizisten Alexander Born, in die Ardennen zu reisen und sich um Malin zu kümmern. Auf Alexander wird Malin hören, hofft Carla, weil Alexander für die Tochter ein Ersatzvater ist.

Aber auch Alexander kann Malin nicht überreden, Engelsgrund zu verlassen, obwohl es zu weiteren schrecklichen Morden kommt. Daher beschäftigt sich Alexander mit der Aufklärung des Falls: Einen Lustmörder schließt er aus, weil die Tat offensichtlich einen bestimmten Zweck erfüllen sollte. Dass eines der Sektenmitglieder die Tat begangen hätte, glaubt er auch nicht, denn ein Engelsgrund-Insasse hätte seine Opfer nicht im Wald versteckt, wo es nur durch einen Zufall gefunden wurde.

Alexander ist sowohl über das Motiv als auch über den Täter völlig ratlos. Auf die naheliegende Idee, dass der Mord exakt so durchgeführt wurde, um ihn selbst anzulocken, kommt er nicht.

Engelsgrund ist ein spannender, vielschichtiger Thriller mit einem offenen Ende. Da Linus Geschke die Trilogie um Alexander Born nicht erweitern will, bleibt dem Leser nichts anderes übrig, als zu erraten, wie Alexanders und Carlas Schicksal enden könnte.

SAM BERNHARD MIRA
FEUERBACH HENNEN VALENTIN

GREG TORSTEN
WALTERS WEITZE



**Sam Feuerbach & Bernhard Hennen &
Mira Valentin & Greg Walters & Torsten
Weitze**

Minen der Macht 1: Der Unheiler

Fischer TOR (PB 462 S./€ 18,00)

Frankfurt am Main 2023

Genre: Fantasy

Rutger und Klas stemmten sich gegen die Schaufeln. Es war ein Kraftakt, eine Leiche auf diese Art nach oben zu holen. Meist brachen sie den Toten dabei die Rippen.

Schlamm floss schmatzend auseinander.

Rutger und Klas keuchten vor Anstrengung. Plötzlich schob sich ein lehmbraunes Gesicht aus dem Morast.

„Bei den Göttern“, stammelte Mertlin. Das Licht der Laternen zitterte.

Gunter kniete nieder, griff hinter den Kopf und stützte ihn. Ungläubig starrte er auf den Toten hinab. Die Augen ... Der Mund ... Etwas wucherte aus der Leiche heraus.

Halme mit Weizenähren! (S. 10f)

Grubenstedt ist eine von einem unüberwindlichen Wall umgebene Minenstadt. Die große Grube in der Mitte wird von sechs konzentrischen, zur Mitte hin abfallenden Ringen umgeben; innen befindet sich der tiefe Schlammring, ganz außen der hohe Palastring.

Zufällig entdeckt Gunter Hyazinth von Adlerstein, Hauptmann der Schlammringwache, im Schlamm eine Leiche. Als diese von seinen Leuten mühevoll aus dem saugenden Grund herausgehoben wird, stellt sich heraus, dass aus dem Toten Weizenähren herauswachsen.

Man bringt die Leiche zur Gelben Burg im Bronzering, wo Gunters Assistentin, die kampftüchtige Genoveva Klingenbrecher, eine Autopsie vornimmt. Es stellt sich heraus, dass das Opfer vor seinem Tod Weizenkörner gegessen hatte, die auf unbekannte Weise, möglicherweise durch Einwirkung finsterner Magie, mit unheimlicher Geschwindigkeit zu wachsen anfangen und auf diese Weise vermutlich den Tod herbeiführten.

Der Unheiler ist ein ganz besonderes Experiment in der Fantasyliteratur, nämlich

ein Roman aus der Feder von nicht weniger als fünf Autoren. Zwar wird nicht verraten, auf welche Weise die Fünf zusammenarbeiten, aber man kann vermuten, dass jeder Schriftsteller für eine von fünf Figuren zuständig ist: Gastwirt Woulf, Aschling Rami, Diebin Kröte, Todesmagierin Nasiima, und natürlich Hauptmann Gunter.

DER FÜRST DES SANDES

Erzählung

David M. Henne

Sie haben es gesehen, so wusste Tanaka, der auf die imposanten Bäume des Waldstücks blickte. Die Gesichter seiner beiden Begleiter, ebenfalls Samurai im Dienste des Shoguns, waren Beweis genug. Als sie vor ihm standen, verbeugten sich die gerüsteten Männer. Tanaka tat es ihnen gleich und konnte dabei einen Blick in ihre Augen werfen, die tief in den Höhlen lagen.

„Was habt ihr gesehen?“, fragte er.

Es mochte zwar Shin sein, der seinen Blick auffing, aber es war der schlaksige Ito, der ihm eine geballte Faust hinhielt.

Was soll das?, dachte Tanaka, da öffnete Ito die Faust.

Sand rieselte aus der Hand herab.

Sand mitten im Wald? So weit weg von der Küste?

„Der Wald war voller Sand“, antwortete Ito, als hätte er die Fragen in Tanakas Geist lesen können.

„Unmöglich“, flüsterte Tanaka.

„Es stimmt, Tanaka-san“, fügte Shin hinzu. Ohne darüber nachzudenken führte er eine Hand zum Griff seines Katanas, die Augen dabei auf seinen Vorgesetzten gerichtet. „In einem kleinen Teil des Waldstücks war alles voller Sand.“

„Wie kann das sein?“, fragte Tanaka.

„Das muss das Werk eines Yokais sein“, antwortete Ito.

„Lasst die Geisterwesen Geister sein“, knurrte Tanaka, der es seit jeher verabscheute, wenn man Mysterien dem Übernatürlichen zuordnete. „Was habt ihr sonst noch gesehen?“

„Den Tod“, antwortete Ito mit belegter Stimme.

„Dann habt ihr die Samurai des Shoguns gefunden?“, fragte Tanaka.

„Was von ihnen noch übrig ist.“ Ito warf hilfesuchend einen Blick zu seinem Kameraden.

„Wir haben sie gefunden, Tanaka-san“, ergriff Shin das Wort. Die gezackte Narbe an seiner Wange zeichnete sich purpurn auf der kalkweißen Haut ab. „Alle vier.“

„Sprich.“

„Sie hatten ihre Klingen gezogen“, fuhr Ito fort. „Alle vier sind im Kampf gestorben.“

„Immerhin ein ehrenvoller Tod“, meinte Tanaka.

„Wie ehrenvoll kann ein Tod sein, wenn man von einem Dämon getötet wird?“, fragte Ito.

„Lassen wir das“, erwiderte Tanaka. „Sie könnten von einer größeren Gruppe überfallen worden sein.“

„Die Spuren im Sand sprechen eine andere Sprache“, so Ito.

„Inwiefern?“

„Es war nur ein Mann, der sich ihnen entgegengestellt hat“, antwortete Shin. „Und er hat definitiv ein Katana benutzt.“

„Ein Mann?“ Tanaka traute seinen Ohren kaum. Konnte ein Mann vier Samurai

des Hohen Herrn besiegen? Alleine? Welch ein Monster sollte dazu in der Lage sein?

„Die Spuren sind unverkennbar“, sagte Shin. „Selbst den Kampfverlauf konnten wir rekonstruieren. Eines war besonders auffällig.“

„Was?“

„Offenbar tötete er die Samurai im Nahkampf mit einem Schwert, doch seine Reichweite war ungewöhnlich groß.“

„Wir glauben, dass das an seiner Klinge liegt. Sie muss deutlich länger sein als jene der meisten Samurai“, sagte Ito.

„Ein *Nodachi*?“ Tanakas Augen wurden groß. Diese übermäßig lange Klinge verlangte einiges an Geschick von seinem Träger. Der Vorteil war die große Reichweite, aber dennoch war sie schwer zu meistern, da ein verfehlter Schlag rasch zum Verhängnis werden konnte.

„Es sieht alles danach aus“, antwortete Ito.

„Tanaka-san“, sagte Shin mit fast schüchterner Stimme. „Es gab in ganz Japan nur einen Krieger, der derart meisterhaft mit einem *Nodachi* focht.“

„Sag es nicht“, knurrte Tanaka.

„Sasaki Kojiro“, hauchte Ito den Namen des legendären Samurais aus.

„Ihr verängstigten Narren!“, zischte Tanaka. „Kojiro ist tot, seit mehr als zwanzig Jahren.“

„Aber das ist Ganryujima“, entgegnete Shin. „Die Insel wurde ihm zu Ehren so benannt.“

„Tote bleiben tot.“

„Legenden kehren manchmal zurück“, so Shin.

„Unsinn“, brachte Tanaka hervor.

„Es gab seit seinem Tod Gerüchte über seine Wiederkehr“, sagte Ito. „So spricht man davon, dass seine Mutter seinen Tod nicht verkraften konnte und ihn – trotz seines sicheren Todes – heilen wollte. Dutzende und aberdutzende Bandagen soll sie dafür benutzt haben. Den ganzen Leib, von Kopf bis Fuß darin eingewickelt.“

„Es sind nur Geschichten“, tat Tanaka ab.

„Die Liebe einer Mutter kann grenzenlos sein“, sagte Ito.

„Aber sie kann den Tod nicht überlisten“, meinte Tanaka.

„Seht!“ Shin deutete mit dem Zeigefinger auf die kleine Gestalt, die gerade aus dem Wald auftauchte.

Der Knabe trug einen einfachen Kimono, der lose an dem dünnen Leib hing. Sein Gang war apathisch, die Haltung gebeugt.

Sofort fiel Tanaka der Sand an den Knien des Jungen auf.

„Sei begrüßt“, sagte der Samurai und blickte nach unten, wo sich das Haupt des Knaben hob. Augen, deren Weiß von roten Strängen durchzogen war, starrten den Krieger an.

Als hätte er seit Tagen nicht geschlafen, schoss es Tanaka durch den Kopf.

Aber nicht nur die Augen waren Zeugnisse der Furcht. Die Lippen zitterten unaufhörlich und die Hände knotete er fest ineinander.

„Du bist aus dem Wald gekommen“, sagte Tanaka.

Der Junge nickte. Tanaka warf den beiden Samurai einen kritischen Blick zu, da er nicht verstehen konnte, wie sie den Knaben im Forst übersehen haben konnten.

„Hast du die Leichen gesehen?“

Zögern, dann wieder ein Nicken.

„Dann kannst du von Glück sprechen, dass du noch unter den Lebenden weilst.“

„Ich ... hab ihn gesehen.“

„Was hast du gesehen?“

„Ich hab ihn gesehen“, wiederholte der Junge und sah Tanaka mit weit aufgerissenen Augen an. „Den Dämon mit der Klinge. Den bandagierten Yokai. Den Fürsten des Sandes.“

„Er trug eine Klinge?“, fragte Tanaka.

„Wie ein Katana, aber länger. Viel länger. Er tötete damit die Samurai. Er war schnell, verflucht schnell.“

Dann stimmt es, was Ito und Shin mir berichtet haben, dachte Tanaka. Der Mörder verwendete ein Nodachi. Und er muss damit umgehen können, sonst hätte er nicht vier Krieger auf einmal besiegen können.

Tanaka ging auf ein Knie, um dem Jungen auf Augenhöhe zu begegnen. „Sag mir, Knabe, hat dich dieser ... Yokai gesehen?“

„Augen wie Rubine“, flüsterte der Knabe. „Blutrote Rubine, die leuchteten wie sterbende Sterne.“

„Hat er dich gesehen?“

Zögernd und mit vor Angst belegter Stimme antwortete der Junge: „Ja.“

„Warum bist du dann noch am Leben?“

Es folgte keine Antwort. Es sei denn, man wertete die Tränen des Knaben als eine.

Der Shogun saß ganz oben in seinem Empfangssaal. Trotz seines hohen Alters quälte er sich in den Schneidersitz, auch wenn er sich nicht mehr die Mühe machte, seine Rüstung bei solchen Audienzen anzulegen. Die Rüstung stand rechts von ihm, ein imposantes Rot, ohne eine einzige Kerbe. Auch das meisterlich gefertigte Katana hing an der Rüstung, in der eleganten schwarzen Scheide und mit dem weißen Griff aus Elfenbein.

Tanaka hingegen befand sich einige Meter abseits des Shoguns, wie es die Etikette erforderte. Er hockte auf den Knien, in voller Montur, den Reisestaub noch auf dem Kimono. Sein Haupt war gesenkt und würde es bleiben, so lange, bis sein Herr ihn zum Sprechen aufforderte.

Meterhohe Kerzen züngelten im Hintergrund und erwärmten den Raum. Vor dem

Shogun befand sich ein massiver Holztisch, auf dem er seine Arme abgelegt hatte.

„Kenshiro Tanaka“, erklang die noch immer kraftvolle Stimme des älteren Herrn.

Tanaka erhob sein Haupt und sah in das alternde Antlitz des Shoguns. Ein Mann mit silbernem Vollbart, dessen Augen in einer milchig weißen Flüssigkeit schwammen. Ein Mann, der verschiedene Epochen kommen und gehen sah, und noch immer da war, wo bedeutend jüngere Männer längst zu Staub zerfallen waren.

Der Shogun hielt einen Brief in der Hand.

„Dieser Bericht kann nicht stimmen“, sagte er.

„Und doch schwöre ich bei meiner Ehre, Hoher Herr, ich habe ihn wahrheitsgetreu wiedergegeben.“

Spöttisch lächelnd schüttelte der alte Mann den Kopf. „Ein geheimnisvoller Mörder, ein Fürst des Sandes, soll vier meiner Samurai getötet haben?“

„Bei allem gebotenen Respekt, Hoher Herr, aber ich verwies in dem Schreiben auf die Quellen.“

„Deine beiden Begleiter unter den Samurai und diesen ... Bengel.“

„Jawohl, Hoher Herr.“

„Ich soll glauben, dass ein Mann in der Lage war, vier Samurai zu töten?“

„Falls es sich um einen Mann handelt, dann ja, Hoher Herr.“

„Ich soll glauben, dass ein Yokai die Männer getötet hat?“

„Hoher Herr, auch ich stehe diesen Informationen skeptisch gegenüber, doch bis dato sind es die einzigen validen Quellen, die uns zur Verfügung stehen.“

„Das kann ich nicht glauben.“

„Verständlich, Hoher Herr.“

„Geh, nimm deine beiden Samurai und töte diesen wahnsinnigen Mörder, der es gewagt hat, Hand gegen meine Samurai zu erheben.“

„Wie Ihr wünscht, Hoher Herr.“ Tanaka wollte bereits aufstehen, da fiel ihm etwas ein. „Da wäre noch eines, Hoher Herr.“

„Sprich.“

„Der Mörder – ob Mensch oder Dämon – hat ein ungewöhnlich langes Schwert im Kampf benutzt. Ein *Nodachi*, so glauben wir.“

„*Nodachi?*“ Der Blick des Shoguns fixierte Tanaka mit einer Intensität, die ihn frösteln ließ. „Du bist dir ganz sicher, Tanaka?“

„Ja, Hoher Herr.“

Der Shogun hämmerte eine Faust auf den Tisch.

„Tanaka“, sagte seine vor Wut unterdrückte Stimme. „Begib dich sofort zurück in diesen Wald und bring mir den Kopf desjenigen, der es wagt, auf mich zu spucken!“

„Jawohl, Hoher Herr.“

„Nimm keine Rücksicht. Kenne keine Gnade. Diesen Mann musst du auslöschen!“

„Wie Ihr wünscht, Hoher Herr“, erwiderte Tanaka.

Wenn es sich denn bei diesem Feind um einen Menschen handelt, dachte er im Gehen.

Im Teehaus saß Tanaka seinen beiden Begleitern Ito und Shin gegenüber. Er bemerkte sofort, dass sie sich unwohl fühlten, weil sie erneut in den Wald gehen mussten, in dem ein mysteriöses Wesen vier Samurai getötet hatte.

Er konnte es ihnen nicht verübeln, denn auch ihn plagten Alpträume, seit er die Re-

aktion des Shoguns auf seinen Bericht im Wald gesehen hatte.

Die vorherige Skepsis war aus der Miene des Hohen Herrn verschwunden, als er das *Nodachi* erwähnte.

Was wusste der Shogun?, dachte Tanaka, während er am grünen Tee schlürfte.

Draußen tobte ein Sturm und brachte die Wände des Teehauses zum Zittern.

Seltsam passend, dachte Tanaka. *Wenn man bedenkt, wohin wir reisen.*

Mit einem Blick auf seine beiden Gefährten sagte er: „Ihr seid besorgt.“

Es war Shin, der sich zuerst zu Wort meldete: „Ist das nicht verständlich?“

„Schließlich hat der Mörder vier Samurai getötet“, sagte Ito. „Warum sollte dreien gelingen, was vieren misslang?“

„Weil wir herausragende Krieger des Hohen Herrn sind“, antwortete Tanaka.

„Das sind wir“, bestätigte Shin mit stoischer Miene. „Ich fürchte keinen Zweikampf. Ihr wisst, ein Dutzend habe ich ausgetragen und atme noch immer. Aber bisher musste ich auch noch nie einem Yokai gegenübertreten.“

„Fängst du schon wieder damit an?“, fragte Tanaka.

„Ich habe mich umgehört“, meinte Ito. „Über den Vorfall, den Mörder der Samurai.“

„Was haben dir die verängstigten Bewohner Ganryujimas gesagt, hm?“, verlangte Tanaka zu wissen.

„Wie der Knabe sprechen auch sie von dem Fürsten des Sandes. Einem besonders mächtigen Dämon, der in der Rüstung eines Samurais erscheint.“

„Und ein *Nodachi* führt“, fügte Shin hinzu.

„Ja.“ Ito nahm einen großen Schluck Tee. „Der Name Sasaki Kojiro ist gefallen.“

„Alberne Legenden“, meinte Tanaka.

„Und doch nannten sie *diesen* Namen“, erwiderte Ito.

„Kojiro ist tot, schon seit zwei Jahrzehnten“, beeilte sich Tanaka zu sagen, ehe Shin das Wort ergreifen konnte. „Er war ein legendärer Samurai, doch wie jeder Samurai fand er auch seinen Meister im Zweikampf.“

„Miyamoto Musashi“, flüsterte Shin ehrfürchtig den Namen des legendären Kriegers.

„Musashi tötete ihn in einem Duell, auf dieser Insel. Auf Ganryujima.“

„Und doch sagen die Inselbewohner, dass Kojiros Mutter den Leichnam nie beerdigt hatte. Sie nahm ihn mit, weil sie ihren Sohn so sehr liebte, dass sie nicht glauben konnte, er wäre tot“, sagte Ito.

„Laut der Legende hat sie seine Wunden versorgt, hat ihn mit Bandagen umwickelt, jeden Zeh, jeden Finger, sodass nur Mund und Augen zu sehen waren“, so Shin.

„Leichen verrotten“, meinte Tanaka lapidar.

„Das hat auch Kojiros Mutter feststellen müssen“, entgegnete Shin. „Sie war dennoch nicht bereit, ihren Sohn gehen zu lassen.“

„Die Liebe einer Mutter in Ehren, aber sie hält den Tod nicht auf.“

„Aber sie hat es versucht“, entgegnete Ito. „Hat den toten Leib ihres Sohnes aufgeschnitten und die Organe entnommen. Dann hat sie ihn zusammengenäht und erneut verbunden.“

„Ein Leib ohne Organe ist ein lebloser Torso“, sagte Tanaka.

„Es sei denn, er fängt an, Samurai zu töten“, erwiderte Shin mit furchtsamer Stimme.

„Genug davon“, zischte Tanaka. „Wir brechen schon bald auf und werden diesen Ronin, diesen herrenlosen Samurai, töten. Dann werdet ihr sehen, dass es so etwas wie untote Legenden nicht gibt. Keine Dämonen, keine Yokai, keine Götter.“

„Mögen die Götter deine Worte hören“, sagte Ito.

Die Dämmerung brach an, als Tanaka seine Begleiter in das verwunschene Waldstück führte.

Der alte Kempe gab es nur ungerne zu, aber er hatte darauf gehofft, dass sie den Mörder noch bei Tag stellen könnten. Mit der Dämmerung kam die Kälte, sodass seine Glieder steif wurden und Tanaka seinen Atem einem Gespenst gleich davonsegeln sah.

Der Wald war zu einer finsternen Ausbuchtung einer leuchtenden Welt verkommen. Ito wäre beinahe über eine Wurzel

gestolpert, doch Shin hielt ihn fest, sodass er einen Sturz verhindern konnte.

So dunkel sollte es nicht sein, dachte Tanaka, der seine Augen zusammenkniff, um überhaupt etwas erkennen zu können. Ich war schon bei Nacht im Wald. Nie war es so dunkel wie jetzt.

„Weiter“, sagte er und hoffte, dass die Samurai nicht den nervösen Unterton in seiner Stimme hören würden.

„Es ist dort“, sagte Shin, sodass Tanaka stehen blieb und sich nach rechts wandte.

„Gewiss“, flüsterte er, als er die violetten Kirschblütenbäume sah, die in ihrer vollen Pracht erblühten. *Eine Allee aus Kirschblüten*, schoss es ihm durch den Kopf. *Als würde man uns empfangen wollen.*

Ohne es zu bemerken blieb Tanaka stehen und starrte den Pfad, der sich vor ihnen auftat, an.

Ito sagte: „Wir müssen den Weg gehen.“

Sicher müssen wir das, dachte Tanaka und spürte, wie sein Mut ihn verließ. Nein, das ist nicht natürlich. Ob es Sasaki Kojiro ist, der dort auf uns lauert? Ich weiß es nicht, aber das ist nicht das Werk von Menschen. Das ist die blutige Magie eines Yokai.

„Tanaka-san?“, fragte Shin.

Tanaka konnte nicht sprechen, so sehr plagte ihn die Angst. Beschämt über sich selbst, musste er feststellen, dass ihm seine Beine den Dienst verweigerten. Sie zwangen ihn an Ort und Stelle.

Ich bin ein Samurai des Hohen Herrn, schoss es ihm durch den Kopf. Ich habe Kriege erlebt, Schlachten geschlagen und Zweikämpfe ausgefochten. Warum kann ich mich nicht bewegen?

„Etwas Finsteres wartet auf diesem Pfad auf uns“, sagte Ito.

Diese Kirschblütenbäume, so schön sie auch sein mochten, waren das Werk eines Dämons. Davon war Tanaka überzeugt. Und deshalb konnte er sich nicht bewegen.

„Wir müssen weiter“, sagte Shin.

„Ein Befehl des Shoguns“, ergänzte Ito.

Das weiß ich doch, verdammt! Aber ich fürchte mich davor, dem zu begegnen, das dort auf uns lauert.

„Wir brauchen eine Entscheidung, Tanaka-san“, sagte Shin.

„Wir ...“ Tanakas Stimme klang brüchig, selbst in seinen Ohren. „Wir ... wir ... ziehen uns zurück.“

Sie wollten protestieren, dessen war sich Tanaka sicher, aber die Erleichterung war zu groß, als dass der Stolz überwiegen könnte.

„Seht!“, rief Ito, da hatte Tanaka sich schon umgedreht, war bereit gewesen, diesen verwunschenen Wald zu verlassen, seine Ehre als Samurai zu beschmutzen, von dem Shogun hingerichtet zu werden.

Er folgte Itos ausgestrecktem Zeigefinger und blickte in die Finsternis der Nacht hinein, in der zwei blutrote Kugeln in der Luft schwebten.

Sie waren wie in Glas eingefangenes Feuer und als sie näher kamen, da wusste Tanaka, dass der Dämon sie gefunden hatte.

Sofort sträubte sich alles in Tanaka. Sein Körper war gespannt, der Geist auf sein Ziel gerichtet. Augenblicklich zeigte sich die jahrelange Ausbildung zum Samurai trotz seiner Angst vor diesem pandämonischen Feind.

Aus seinen Augenwinkeln sah er, dass es seinen Begleitern ebenfalls so ging. Sie hat-

ten die Hände an den Schwertgriffen und stierten in Richtung der roten Kugeln.

Binnen Sekunden wurde es wärmer. Es wurde wärmer, weil die blutroten Augen auf sie zukamen.

Was ist das nur für eine Teufelei?, dachte Tanaka.

Näher und näher kamen die beiden fliegenden Kugeln, so nah, dass Tanaka irgendwann bemerkte, dass sein Fuß auf Sand stand.

Sand? Wo kommt der so plötzlich her?

Seine Augen waren noch immer auf sein Ziel konzentriert. Dann sah er es.

Das Wesen, dem die rubinroten Augen gehörten. Eine vollständig bandagierte Gestalt, über den Bandagen einen hellblauen Kimono und auf dem Kopf einen traditionellen Kegelhut aus Bambus, den Zhou-long, tragend.

Wir sind mitten im Wald, weit vom Strand entfernt, dachte Tanaka. *Hier dürfte es keinen Sand geben.*

Und doch verbreitete sich der Sand in Windeseile am Boden und bedeckte Sträucher wie totes Geäst, Wurzeln und Baumstämme gleichermaßen.

„Tanaka-san“, ertönte die panische Stimme Itos hinter ihm.

„Macht euch bereit!“, brüllte Tanaka und zog sein Katana. Seine Begleiter taten es ihm gleich. Mit gezückten Klingen standen sie vor dem Yokai, vor dem Fürsten des Sandes, wie der Knabe ihn genannt hatte, und warteten darauf, dass dieser seinen nächsten Schritt machte.

In diesem Augenblick erhellte strahlendes Mondlicht die Szenerie und tauchte den Dämon in mystischen Glanz. Tanaka war wie erstarrt. Er kannte all die verschiedenen Yokai Japans und wusste, dass sie nur Mythen waren. Doch dieses Wesen dort war eine andere Kreatur, ein Gemisch aus japanischen und fremdländischen Hexenkünsten.

„Mumie“, sagte Tanaka, da sprang Ito an ihm vorbei und stellte sich mit erhobenem Katana dem Feind.

Die Mumie kannte keine Hast. In aller Seelenruhe ging sie weiter auf die Samurai zu, die Klinge noch immer in der Scheide steckend. Um sie herum bewegte sich der Sand, waberte und kroch am Boden entlang, nahm immer mehr vom Wald in Be-

sitz, wie ein Teppich, der über den Kampfplatz ausgelegt wurde. Der frostige Atem strömte einer Gewitterwolke gleich aus dem Mund des Wesens, als es stehen blieb und eine Hand an den Griff des Schwertes legte.

Ito rannte mit einem Schrei auf das übernatürliche Wesen zu.

„Nein, nicht!“, brüllte Tanaka, doch der Samurai ließ sich nicht aufhalten.

Was dann geschah, konnte Tanaka kaum verstehen. Zwanzig Jahre als Samurai des Shoguns hatten ihn nicht auf das vorbereitet, was jetzt folgte.

Die Mumie befreite in einer fließenden, blitzschnellen Bewegung die Klinge aus der Scheide und vollführte augenblicklich einen Streich. Itos Augen standen weit auf; er torkelte, machte zwei, drei wacklige Schritte auf den Yokai zu, dann fiel ihm das Katanas aus der Hand.

Er landete auf den Knien, blickte blutspuckend in die Augen der Mumie. Diese stand über ihm und hob eine Hand, doch ehe sie den Schopf Itos berühren konnte, fiel er mit dem Gesicht voran in den Sand.

„Verflucht“, zischte Shin, der sich neben Tanaka aufstellte.

„Sei vorsichtig“, warnte Tanaka. „Sieh dir sein Katana an.“

„Ein *Nodachi*“, knurrte Shin.

Wie wir es uns gedacht haben, dachte Tanaka. Und doch konnte ein erfahrener Krieger wie Ito nichts gegen diesen Streich unternehmen. Die Reichweite sprach gegen ihn.

„Tanaka-san.“

„Hm?“

„Wir müssen auf der Hut sein“, sagte Shin. „Diesen Feind kann man nicht so einfach bezwingen.“

„Ja.“

Die Reichweite war aber nicht der einzige Grund für den Sieg der Mumie. Die Geschwindigkeit in der das Wesen ausgeholt hat, gepaart mit der Zielgenauigkeit des Streichs ... Ito hatte keine Chance.

„Es kommt“, rief Shin und straffte die Schultern.

Jetzt attackierte die Mumie sie – und das in einem unmenschlichen Tempo.

Shin konnte gerade so einen Angriff auf seinen Kopf abwehren, wurde aber zurückgedrängt. Tanaka stürmte vor, zielte auf

den Kopf der Mumie, die sich duckte und zu einem Gegenschlag ausholte. Tanaka wusste, dass er dieser Klinge nicht ausweichen könnte, aber immerhin drehte er sich so zur Seite, dass sie sich in seinen Brustpanzer bohrte und ihm mehrere Rippen brach.

Knurrend ging er auf die Knie.

Das ist unmöglich!

Die Mumie kam auf ihn zu, die Augen vor diabolischer Freude glänzend, und hob das Schwert über Tanaka.

Gleich ist es aus.

Die Klinge schoss herab, doch Shin parierte sie, sodass ein metallisches Singen ertönte. Die Mumie wandte sich ihrem neuen Kontrahenten zu. Shin machte einen Schritt zurück und griff seinerseits an.

Er war ein herausragender Samurai, einer der besten des Hohen Herrn, aber er hatte noch nie auf Sand gekämpft. Beim Vorstürmen rutschte er weg, sodass die Mumie mit Leichtigkeit seinem Angriff ausweichen konnte und mit einem Hieb das Leben des Samurais forderte.

Shin fiel einfach so zur Seite, gebettet auf Sand, das dieser Yokai heraufbeschworen hatte.

„Verfluchte Monstrosität“, knurrte Tanaka und mühte sich auf die Beine. Seine Flanke brannte und er spürte die gesplitterten Knochen bei jeder Bewegung, aber jetzt hatte er keine Zeit, sich darum zu kümmern.

Die Mumie ließ von Shin ab und wandte sich ihm zu. Ohne Hast, ohne jedwede Form der Eile trat sie zu ihm, das *Nodachi* locker in der Hand.

Ist er es wirklich? Der legendäre Sasaki Kojiro? Sein Kampfstil ist gleich, sein Nodachi ist gleich, selbst sein Kimono sieht so aus wie jene, die wir aus den Geschichten kennen.

Grinsend spuckte Tanaka Blut aus.

„Wen interessiert’s?“, keuchte er dem Dämon zu. „Kojiro oder Mumie. Du bist mein Gegner und ich werde dich vernichten, wie es mir der Shogun aufgetragen hat.“

Mit beiden Händen hielt er sein Katana und wartete darauf, dass die Mumie ihren Angriff machte. Er war darauf gefasst, doch als es geschah, war er zu langsam.

Viel zu langsam, dachte er, da flog seine Hand durch die Luft – begleitet von einem roten Regen seines Blutes. Das Katana fiel

zu Boden. Nur einen Herzschlag später rammte sich die Spitze des *Nodachi* durch seine Schulter, drang durch den gesamten Leib und bohrte ihn an einen Kirschblütenbaum.

Das ist mein Ende. Diese Bestie lässt sich nicht bezwingen. Der Fürst des Sandes. Ja, vielleicht. Oder auch nur ein wiederauferstandener Sasaki Kojiro.

Die Mumie ließ von ihrer Klinge ab und stellte sich direkt vor Tanaka auf. Er konnte den frostigen Atem riechen und augenblicklich wurde ihm übel, denn der Gestank von Fäulnis peitschte ihm ins Gesicht. Die blutroten Augen funkelten wahrhaftig, aber aus der Nähe sah er eine Intelligenz in ihnen, die nur allzu menschlich war.

Die toten Lippen der Mumie öffneten sich: „Mu...sa...“

„Was?“, keuchte Tanaka, der spürte, wie mit jedem Augenblick mehr Leben aus seinem Leib strömte.

„Mu...sa...shi“, zischte der Yokai.

„Musashi?“, entgegnete Tanaka. „Miyamoto Musashi?“

„Wo ... ist ... Musashi?“, fragte die Mumie.

„Er ... er hat sich zur Ruhe gesetzt“, antwortete Tanaka. „Er kämpft nicht mehr.“

Bildete er sich das nur ein oder weiteten sich die Augen der Mumie?

Einen Moment glaubte Tanaka, so etwas wie Trauer in der bandagierten Miene zu erkennen. Mit einem Ruck zog das Wesen das *Nodachi* aus seiner Schulter, sodass er auf die Knie fiel und närrisch genug war, zu glauben, er würde die Begegnung mit der Mumie, mit Sasaki Kojiro, überleben.

Der nächste Streich vernichtete all seine Hoffnungen.



DER UNTERGANG DER ZAUBERINSEL

Erzählung

Frank-Thomas Kirchberg

„Ich habe es geschafft!“ Schreiend rannte Belasar durch die Gänge des Palastes. Rücksichtslos stieß er jeden Entgegenkommenen zur Seite. Ein paar taumelten haltsuchend und fluchten. Einer fiel sogar hin. Den rasenden Zauberer kümmerte das nicht. Er lief einfach weiter.

Weit war sein Weg. Bald geriet er außer Atem. Keuchend erreichte er den riesigen Saal. Mit einem Ruck riss er die beiden Flügel der Tür auf und raste hindurch. Laut krachend schlugen sie hinter ihm wieder

zu. Erschrocken blickten die Versammelten zu dem Störenfried.

Der alte Zauberer auf dem hohen Thron war verärgert: „Du kommst zu spät. Und du stiftest Unruhe“, tadelte er. „Geh auf deinen Platz.“

Doch Belasar beachtete dies nicht. Völlig außer sich, hob er die Arme und schrie: „Es ist vollbracht!“ Und nach einer Pause: „Der Zauber ist gelungen!“

Die Versammelten starrten ihn verständnislos an.

Laut und betonend, deutlich und erklärend, verkündete der junge Zauberer feierlich: „Ich – habe – es – getan! Ich – habe – uns – gerettet!“

Mit flatternden Händen strich der alte Zauberer über seinen Bart: „Belasar, was redest Du da? Du bist verwirrt. Geh auf deinen Platz.“

„Die – Große – Maschine! Sie – funktioniert!“

Die Zuhörenden waren erschüttert. Hatte er den Verstand verloren?

„Belasar, das ist unmöglich!“

Seht doch selbst“, rief der junge Zauberer und deutete zu den Fenstern. „Wartet, gleich wird es passieren!“

Aufgeregt sprangen die Versammelten auf und drehten sich um. Verstört sahen sie hinaus, in den düsteren stürmischen Himmel.

Da geschah es: Blitze begannen zu zucken. Donner dröhnte. Von dem nahe gelegenen Turm gingen funkelnde Lichtstrahlen aus. Die Wolken wehten, wie durch Zauberhand, zur Seite. Der Himmel erhellte sich immer mehr. Inmitten des Aufruhrs erschien ein Stück leuchtenden Blau's. Dieses wurde zunehmend größer. Das Licht der Sonne strahlte hindurch. Und endlich begann sich ein wunderschöner, in allen Farben leuchtender, mächtiger Regenbogen zu bilden und über die ganze Insel zu wölben.

Die Zauberer vergaßen ihre Würde. Rempelnd und stoßend, rannten sie zu den Fenstern. Achtlos stolpernd stießen sie dabei die Bänke und Stühle um. Fassungslos begannen sie, sich zu umarmen und sogar abzuküssen. Gigantischer Jubel erhob sich. Einige trampelten einen wilden Tanz.

Dann rief einer: „Ich muss hinaus! Das muss ich genau sehen!“ Worauf er überhastet von dannen stürzte. Diesem Beispiel folgten, nach kurzem unentschlossenem Zögern, auch die Anderen. In kürzester Zeit war der Saal leer. Niemand blieb zurück. Sogar der alte Zauberer war fort.

Nur Belasar war noch da. Lachend, drehte er sich im Kreis. Dann fiel sein Blick auf den Thron. Er stutzte. Schließlich ging er würdevoll auf ihn zu. Hoheitsvoll setzte er sich darauf.

Inzwischen wurden auch die anderen Leute auf der Insel aufmerksam. Sie wiesen sich gegenseitig auf das Geschehen hin. Die Straßenpassanten sahen zum Himmel. Die Nichtsahnenden in den Häusern wurden geholt. Die Staunenden kamen von überall her. Bis zuletzt die ganze Bevölkerung zum Platz vor dem Palast strömte, um dort zusammenzutreffen. Denn dies war der übliche Versammlungsort.

Die Zauberer waren schon lange da. Schließlich hatten sie den kürzesten Weg und wussten zuerst Bescheid. Sie waren einfach herausgestürzt und geblieben. Sie jubelten noch immer, stritten aber gleich-

zeitig darüber, wie dieses große Wunder möglich war.

Die Erwachsenen redeten durcheinander, fragten und antworteten, lachten oder weinten, verstanden nichts oder alles, und warteten auf eine Erklärung. Die Kinder waren völlig außer Rand und Band. Sie tobten überall umher.

Irgendwann blickten alle den alten Zauberer an. Schließlich war er das Oberhaupt der Insel. Mubarak sah das und seufzte. Aber er kannte seine Pflicht.

Ruhe heischend, erhob er die Hände und begann seine Ansprache: „Liebe Freunde! Das ist ein großer Augenblick. Das ist einer der denkwürdigsten Tage unserer Geschichte. Ja, das ist vielleicht unser glücklichster Moment überhaupt.“

Lärmend wurde er unterbrochen. Dann kehrte wieder Stille ein.

Mubarak fuhr fort: „Ich weiß noch nicht, wieso. Ich weiß nur, dass es eigentlich unmöglich ist. Aber die Große Maschine arbeitet und verrichtet ihr Werk!“

Darauf war die Menge nicht mehr zu halten. Sie brach in rasenden Jubel und Bei-

fall aus. Und wollte gar nicht mehr aufhören.

Doch dann winkte der alte Zauberer und sie hörten wieder zu: „Ich weiß nur, wem wir das zu verdanken haben. Und das ist Belasar!“

Bloß, wo war dieser? Alle wollten ihn sehen und er war verschwunden.

Mubarak sprach weiter: „Dafür gebührt ihm auf ewig unser Dank. Unsere Not auf der Insel hat ein Ende. Schaut euch um, und seht es euch an, euer Land.“

In dem strahlenden Licht der Sonne und dem funkelnden Licht des Regenbogens zeigte sich die wahre Schönheit. Weiß erschienen die Wände des erhabenen Palastes. Weiß waren die herrlichen Gebäude rings um den Platz. Weiß trugen die wunderschönen großen und kleinen Häuser in den Straßen. Weiß und prachtvoll lag sie da, die Stadt.

Ringsherum hatten die Bewohner bunte blühende Gärten angelegt. Es gab fruchttragende Obstplantagen, goldgelbe Felder und frische grüne Wiesen. In der Ferne lagen die geheimnisvollen dunklen Wälder und die steilen felsigen Berge.

Aber jetzt sah das Land aus, wie nach einer überstandenen Krankheit. Es lag da, wie verdorrt und abgestorben. Die Felder brachten kein Getreide. An den Sträuchern gab es keine Beeren und an den Bäumen wuchs kein Obst. Auf den Wiesen und in den Wäldern sah man keine Tiere. In den Flüssen gab es keine Fische. Und sogar der Ozean um die Insel war scheinbar tot.

Doch alles erholte sich Zusehens, mit rasender Geschwindigkeit und auf wunderbare Weise. Die ersten Blumen und Früchte erschienen. Die wilden Geschöpfe kehrten zurück. Bestimmt war das Land bald wieder so wunderbar, wie zuvor.

Das war sie, die Zauberinsel. Sie hatte ihren Namen zu Recht. Der Zauber der Schönheit umgab sie und der Zauber der Magie.

„Jedoch, jetzt ist nicht die Zeit, lange Reden zu halten. Jetzt ist die Zeit der Feste“, schloss der alte Zauberer. „Geht nach Hause und macht euch fertig für die schönste Feier, die ihr je erlebt habt. Bringt alles mit, was ihr noch entbehren könnt. Bringt eure letzten kärglichen Vorräte. Bringt das Beste von Allem. Und vor allem

bringt gute Laune.“ Damit verabschiedete Mubarak sein Volk und schickte es nach Hause, auf das es bald wiederkäme.

Endlich strömten die Leute zurück auf den Platz. Bereit für Essen und Trinken, Tanzen und Singen. Ihre dürftigen Speisekammern konnten sie ruhig entleeren. Bald würde es wieder alles reichlich geben. Und für dieses Fest war nichts zu schade.

Sie setzten sich auf weiche Kissen und kuschelige Decken. Aber auch auf harte Steine und sogar den blanken Boden. Und sie machten es sich trotzdem gemütlich.

Dann begann das Mahl. Es wurde brüderlich geteilt. Alle boten ihren Freunden, und sogar völlig Fremden, etwas Gutes als Gabe. Jeder sollte froh und glücklich sein. Sie tafelten fürstlich. Schließlich waren alle gesättigt und zufrieden.

Alte Frauen und junge Mädchen schwangen ihre Beine und drehten sich mit jungen Burschen und alten Kerlen. Lauten- und Flötenspieler sowie Trommler und Trompeter, boten ihre Kunst dar. Akrobaten und Jongleure, Feuer- und Schwertschlu-cker, sogar Seiltänzer und Schlangenbeschwörer, begeisterten das Volk mit ihren

Vorstellungen. Das Fest wurde ein großer Erfolg.

Doch, was war das? Plötzlich ertönten fürchterliche Geräusche. Sie kamen aus dem Turm, inmitten des Platzes. Es knatterte und knisterte. Es ratterte und knirschte. Es rumpelte und brummte. Und es klang immer lauter und bedrohlicher.

Dann züngelten blendende Lichtblitze über den Himmel und es krachte furchtbarer Donner. Die Erde wackelte und bebte. Es hörte nicht auf, sondern wurde immer schlimmer. Und dann schien der Regenbogen zu zerbrechen. Sturm erhob sich und drohte alles fortzuwehen. Regen prasselte in Strömen nieder und peitschte den Boden. Sintflut und Orkanböen, Einschläge und Zerstörungen, Tod und Vernichtung. Das war der Untergang. Das Ende der Welt war gekommen!

Die überraschten Festgäste flohen in Panik und Entsetzen vom Platz. Sie ließen alles stehen und liegen. Sie wollten nur ihr Leben zu retten. Und dies versuchten die Meisten zu Hause. Doch konnte das wirklich gelingen? Oder war jede Hoffnung vergebens?

Mubarak hatte sich, mit den anderen Zauberern, in den Palast gerettet. Ein Teil der Flüchtlinge war ihnen dorthin gefolgt. Zu dem nächstgelegenen, halbwegs sicheren, Ort. Vor allem alte und kranke Leute, schwache Frauen und trostlose Kinder schrien nun verzweifelt nach Hilfe. Die, selbst leidgeprüften, ramponierten und erschöpften Zauberer, bemühten sich, so gut sie konnten, zu helfen. Aber sie waren hoffnungslos überfordert.

Der alte Zauberer, fast am Ende seiner Kräfte, rief schreckensbleich und verstört: „Die Große Maschine! Sie ist außer Kontrolle! Sie droht uns alle zu vernichten! Wie kann das sein? Wir haben doch vorgesorgt!“

Niemand wusste darauf eine Antwort.

„Wo ist Belasar? Sucht ihn! Er hat die Maschine zum Laufen gebracht und weiß bestimmt, was zu tun ist. Er muss uns helfen“, befahl Mubarak daraufhin den unglücklichen Zauberern.

Eilig rannten diese wieder fort. Jeder in eine andere Richtung. Jeder auf einem anderen Weg. Jeder zu einem anderen Ort. Sie

suchten den ganzen Palast ab. Doch vergebens. Sie fanden ihn nicht.

Darauf beschloss der alte Zauberer: „Wir müssen beraten, was nun geschehen soll. Holt alle zusammen und dann folgt mir. Versammelt euch im großen Saal. Gemeinsam werden wir einen Ausweg finden. Es muss uns gelingen!“ Mit diesen Worten ging er fort.

Mubarak stieß die Tür auf und betrat entschlossen den großen Saal. Erschrocken blieb er stehen. Dann riss er die Augen auf: Wer saß dort? Und weshalb? Auf seinem Thron? Der alte Zauberer eilte, humpelnd und schlurfend, durch den imposanten Raum. Er blieb vor dem Unglücklichen stehen und schrie: „Belasar!“

Doch dieser schlief, nichts bemerkend, tief und fest.

Fassungslos stieß Mubarak mit seinem Stab nach dem Ahnungslosen. „Belasar“, schrie er wieder. „Wach auf!“

Dieser zuckte heftig zusammen und sah sich, aufgeschreckt und verständnislos, um. Was war los? Wo war er? Er saß auf dem Thron? Und Mubarak stand vor ihm? Schlagartig fiel ihm alles wieder ein. Er-

schrocken sprang er auf und stotterte: „Ich war so müde. Ich habe so lange an der Großen Maschine gearbeitet. Es war ein Versehen!“ So versuchte er, sich zu entschuldigen.

Mubarak hatte Wichtigeres zu tun. Das konnte warten. Der alte Zauberer deutete mit seinem Stab zum Fenster. Und wies auf die Schrecken draußen hin: „Sieh...! Die Große Maschine...! Es ist eine Katastrophe!“

Belasar erstarrte fassungslos und wurde kreidebleich. Entsetzt wankte er: „Ich musste es tun!“, schrie er schließlich verzweifelt. „Wir wären verhungert! Lange hätte unser Volk dieses Elend nicht mehr ausgehalten! Nur die Große Maschine konnte uns retten!“

„Was hast du getan?“ brüllte Mubarak.

„Ich habe alles abmontiert, womit du die Maschine am Laufen gehindert hast“, schrie der junge Zauberer. Und noch lauter: „Es war deine Schuld, dass sie nicht ging!“

„Du hast meine Sicherheitsvorkehrungen entfernt?“, fragte der alte Zauberer entgeistert.

Der junge Zauberer nickte stumm.

„Wir sind verloren!“, stöhnte Mubarak entsetzt.

„Ich bringe das wieder in Ordnung“, versicherte Belasar eifrig.

Mubarak schlug die Hände vor dem Kopf zusammen und stöhnte wieder: „Wie willst Du das machen?“

„Glaub mir! Ich habe sie abgebaut. Ich kann sie auch wieder anbringen“, versprach Belasar.

„Vielleicht ist es wirklich noch nicht zu spät?“, fragte der alte Zauberer, leise sinnend.

Der junge Zauberer erklärte: „Ich muss es auf jeden Fall versuchen!“

„Dann komm mit“, befahl Mubarak. Wir gehen alle beide zum Turm. Es muss uns einfach gelingen. Wir reparieren die Große Maschine!“

Darüber freute sich Belasar: „Zusammen schaffen wir es auf jeden Fall!“

Die anderen Zauberer waren inzwischen ebenfalls eingetroffen, hatten mitgehört, waren erschrocken und wollten helfen.

Mubarak sah sie abwinkend an: „Das ist nicht eure Aufgabe. Ihr bleibt hier. Dabei könnt ihr nichts nützen!“

Enttäuscht zogen sich die Zauberer zurück.

Mubarak und Belasar traten durch das Haupttor hinaus. Doch, völlig überrascht, wurden sie zurück geschleudert. Sie kamen nicht gegen das schreckliche Unwetter an. Sie flohen wieder in den Palast.

Wie sollten sie jetzt zum Turm gelangen? Da fiel der Blick des alten Zauberers auf einen bärbeißigen Feldwebel. Sowie auf ein paar kräftige alt gediente Haudegen. Diese waren von der Inselwache. Wenn die es nicht schafften, dann Niemand.

Mubarak befahl: „Wir müssen um jeden Preis den Turm erreichen! Ihr müsst uns helfen und hinbringen!“

Der Feldwebel salutierte und die Wächter standen stramm. Sie zuckten mit keiner Wimper. Sie waren stolz auf ihren Befehl. Und sie würden getreulich ihre Pflicht erfüllen!

Der Feldwebel winkte seinen kräftigsten Leuten. Jeweils die beiden Stärksten packten die Zwei am Kragen. Sie nahmen sie in die Mitte, stapften los und schleiften sie mit. Die verwirrten Zauberer wussten gar nicht, wie ihnen geschah. Trotz aller Schre-

cken und Widrigkeiten kamen sie durch den Sturm. Wie Gepäckstücke transportierten sie die eisenharten Kerle. Der Feldweibel stieß die Tür des Turms auf. Und die Wächter brachten sie hinein.

Mubarak versuchte, sich wieder zusammenzusetzen. Und auch Belasar sammelte seine Knochen und Gliedmaßen. Sie überzeugten sich, ob alles noch dran war. Es schien nichts zu fehlen.

Dann erst kümmerten sie sich um ihre Aufgabe. Doch weiter, als bis zur Treppe, kamen sie nicht. Blitze zuckten dort herunter. Funken regneten darnieder. Flammenzungen züngelten herab. Feuerwirbel trudelten herüber. Kugelblitze explodierten. Sie konnten nicht zur Großen Maschine gelangen.

Mubarak sagte verzweifelt: „Hier kann Zauber nichts mehr ausrichten!“

Und Belasar erwiderte schuldbewusst: „Jetzt sind wir doch verloren!“

Da salutierte der Feldweibel erneut: „Ihr Herren. Wenn Zauber nicht mehr helfen kann. Dann vielleicht Pulver? Wir zerstören den Turm!“

Die beiden Zauberer starrten ihn erstaunt an. Darauf wären sie nie gekommen.

„Was braucht ihr dafür?“, fragte Mubarak.

„Wir haben alles Nötige im Palast“, versicherte der Feldwebel.

„Und wie wollt ihr den Sprengstoff hierher bekommen? Das werdet nicht einmal ihr, durch den Sturm, schaffen?“, wollte Belasar wissen.

„Es gibt einen alten unterirdischen Gang zwischen dem Turm und dem Palast. Der Eingang ist zugemauert. Aber er müsste noch in Ordnung sein“, erklärte der Feldwebel.

„Dann tut es“, befahl Mubarak, ohne weitere Umschweife. „Das ist unsere einzige Chance!“

„Und wie kommen wir jetzt zurück, zum Palast?“, wollte Belasar wissen.

„Wir müssen leider wieder durch den Sturm“, bedauerte der Feldwebel.

Belasar seufzte. Mubarak machte ein undurchschaubares Gesicht. Doch, trotz aller Beschwernisse, kamen sie heil hinüber. Nun konnten die beiden Zauberer nichts mehr tun.

Die Inselwächter erledigten alles: Sie hackten den Eingang zu dem alten Tunnel auf. Sie holten die Fässer mit dem Pulver aus den Lagern. Sie rollten sie durch den Gang. Im Keller des Turmes stapelten sie diese. Und dann brachten sie die Zündschnüre an.

Die Lunte entzündete der Feldwebel selber. Das ließ er sich nicht nehmen. Zuvor brachten sich die Anderen in Sicherheit. Dann rannte der Feldwebel hinterher. Und schließlich explodierte ihre Sprengladung mit gewaltiger Wucht.

Mit einem ungeheuerlichen Krachen flog der Turm in die Luft. In einzelne Teile zerbrechend, stürzten seine Trümmer zu Boden. Von ihm blieb nichts übrig, als die Spitze. Diese ragte, noch heil und unversehrt, aus dem Schuttberg heraus. Darunter lag alles begraben. Und dort stand die Große Maschine. Doch sie arbeitete nicht mehr. Sie war vernichtet.

Nur zögernd glaubten die Leute an eine Besserung. Nur vorsichtig wagten sie sich wieder auf die Straßen. Nur langsam überzeugten sie sich vom Ende des Schreckens. Dann erst genossen sie ihre Freude. Und

dann erst feierten sie die glückliche Wendung.

Die Inselwächter waren die Helden der Stunde. In einer großen Parade marschierten sie durch die Stadt. Die Bevölkerung warf ihnen Blumen zu. Und sie überschütteten sie mit Segenswünschen. Auch Mubarak erhielt ihre Verehrung. Sogar für Belasar hatten manche gute Worte übrig. Viele verfluchten ihn aber auch.

Nur eines bedrohte die gute Laune. Wovon sollten sie jetzt leben? Die Vorräte waren bald aufgebraucht. Und auf der Insel wuchs nichts mehr ohne die Große Maschine.

Da kam die unglaubliche, die gute, Nachricht. Die Schiffe kamen zurück. Die Flotte, die sie ausgesickt hatten, Nahrungsmittel zu besorgen. Und die, schon so lange, vermisst und verloren geglaubt war.

Die ganze Bevölkerung rannte zum Hafen und wartete ungeduldig. Endlich legten die Schiffe an. Der Generalkapitän lief sogleich, über eine eilig ausgelegte Planke, zu den wartenden Zauberern und meldete Mubarak: „Herr! Durch lang andauerndes schlechtes Wetter wurden wir aufgehalten

und mussten den Unterschlupf der nahen Felseninsel aufsuchen. Die erste Besserung haben wir gleich ausgenutzt, zur schnellstmöglichen Rückkehr. Die Schiffe sind übervoll, mit gutem Essen!“

Jetzt erst waren der Jubel und die Freude grenzenlos. Diesmal trübte kein Fleck mehr das vollständige Glück. Nunmehr war die Rettung endgültig und sicher!

Zurückgebliebene und Heimkehrende umarmten sich. Familienväter begrüßten ihre Frauen und Kinder. Großväter und Großmütter freuten sich über die Rückkehr ihrer Enkel. Die Seeleute verteilten die ersten, willkommenen, Lebensmittel an die darbende Bevölkerung.

Doch, was war das? Erschreckend bebte erneut die Erde. Furcht verbreitend zuckten wieder Blitze über den Himmel. Angst einflößend dröhnte nochmals Donner über der Insel. Wiederum gab es verheerende Einschläge. Eben noch freudestrahlende Menschen stürzten zu Boden. Auf einmal panikerfüllte Leute liefen ziellos durcheinander. Überall in der Stadt entstanden große Schäden.

Der Feldwebel kam angerannt. „Ihr Herren“, meldete er aufgeregt den fassungslosen Zauberern. Suchend sah er sich um und fand den alten Mubarak. „Die Große Maschine! Sie arbeitet wieder! Sie ist verschüttet, aber nicht zerstört! Und diesmal können wir nicht heran und nichts dagegen tun!“

Da geschah das schreckliche Unglück. Einige Explosionen waren so gewaltig, dass manche Steine sogar bis zum Hafen geschleudert wurden. Und einer davon traf den obersten Zauberer. Dieser stürzte blutüberströmt zu Boden.

Verstört trugen ihn die unglücklichen Zauberer in die trügerische Sicherheit eines nahe gelegenen Hauses. Besinnungslos lag Mubarak da und Belasar kniete verzweifelt vor ihm. Endlich schlug der alte Zauberer die Augen auf.

„Herr, bestraft mich“, jammerte Belasar. „Ich bin an allem Schuld!“

Mubarak ächzte: „Du sollst deine Strafe erhalten. Meine Zeit ist gekommen. Von nun an wirst du unser Volk leiten und es in eine neue Zukunft führen!“

Der junge Zauberer war entsetzt. „Wie könnte ich? Wo ich doch, das alles ange richtet habe?“

Nicht nur du bist schuld. Nicht nur ich. Sondern alle Einwohner der Insel“, stöhnte Mubarak. „Wir wollten der Natur unseren Willen aufzwingen. Wir wollten uns über ihre Regeln hinwegsetzen, statt sie zu be achten und mit ihr im Einvernehmen zu le ben. Ohne Not, wollten wir das Wetter ma nipulieren. Das ist nun das Ergebnis.“

Die Anwesenden hörten erschrocken zu.

Der alte Zauberer sprach mit seinen letz ten Kräften. „Du musst es schwören, Bela sar. Ich verlange es! Nur du kannst unse rem Volk jetzt noch helfen!“

Und dem jungen Zauberer blieb nichts anderes übrig, als auf den Knien, den letz ten Willen Mubaraks zu erfüllen.

Danach schloss dieser für immer die Au gen. Belasar blieb tränenüberströmt vor ihm liegen. Die Einschläge und Zerstörun gen wurden indessen immer schlimmer. Schließlich legte ihm einer der anderen Zauberer die Hand auf die Schulter. „Herr! Wir erwarten deine Befehle! Sonst geht al les zugrunde!“

Wie aus einem Traum erwachend, blickte der junge Zauberer sich um. Dann jedoch gab er sich einen Ruck und sprach entschlossen. „Hier ist nichts mehr zu retten! Die Insel ist verloren! Evakuiert die ganze Bevölkerung auf die Schiffe! Und dann wollen wir so schnell wie möglich fliehen!“

Mubarak erhielt ein eiliges Grab. Belasar begrub ihn mit seinen eigenen Händen. Die Zauberer, die Inselwächter und die Seeleute verteilten inzwischen das Volk auf die Flotte. Alles Überflüssige wurde von Bord geworfen. Sie brauchten jeden verfügbaren Platz. Wer nicht rechtzeitig da war, musste zurückgelassen werden. Sie konnten nicht länger warten. So gab Belasar den letzten Befehl zur Abfahrt.

In wilder stürmischer See verließen sie den Hafen. Sie brachen auf, zu einem ungewissen Schicksal. Sie segelten hin, zu einem unbekanntem Ziel. Sie fuhren fort, von der sicheren Vernichtung. Ins offene Meer wagten sie nicht, zu steuern. Das hätten sie wohl nicht überstanden. So erwarteten die Schiffe das Ende in der schützenden Zuflucht der nahen Felseninsel.

Belasar stieg mit einem Fernrohr auf den höchsten Berg. Er musste alles genau sehen. Doch hielt er sich nur solange auf, wie unbedingt nötig. Er wurde dringend gebraucht.

Über der Zauberinsel drehte sich ein gewaltiger Wirbel und versuchte, alles in sich hineinzusaugen. Um sie kreiste ein gigantischer Mahlstrom und bemühte sich, alles zu verschlingen. Auf ihr wüteten gewaltige Blitze, entsetzlicher Donner sowie schreckliche Explosionen und drohten, alles zu vernichten.

So wurde die Insel zwischen der Hölle des Himmels und des Ozeans gemartert. So wurde sie inmitten des Chaos und des Verderbens des Landes gefoltert. So waren der endgültige Untergang und die totale Zerstörung unvermeidlich.

Das Paradies war verloren in endloser Zeit. Seine Schönheit und seine Wunder vergingen für alle Ewigkeit.

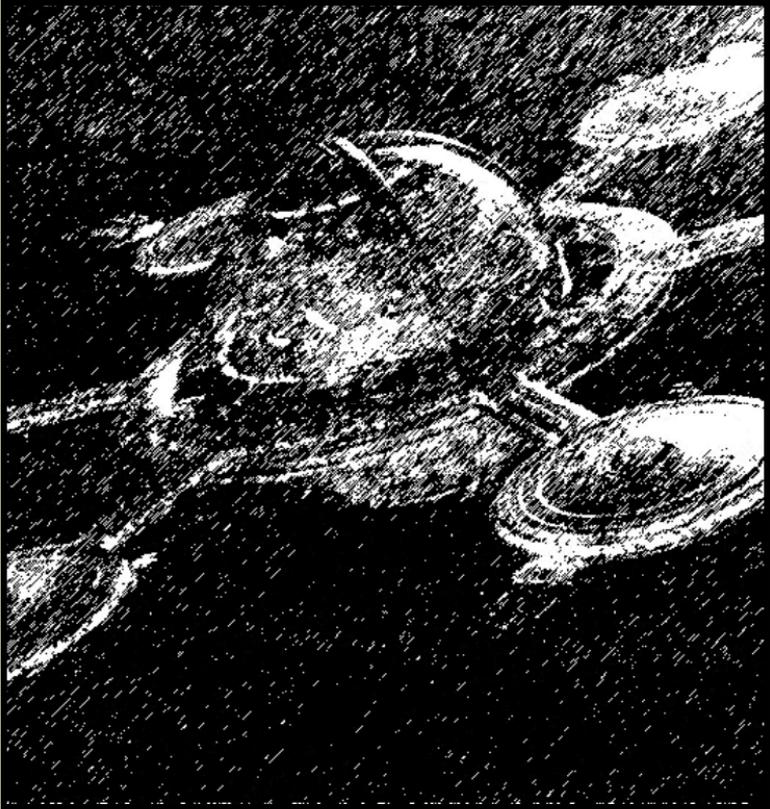
Die Zauberinsel versank in der Finsternis der Tiefen.

Eine alte Frau fragte schluchzend den jungen Zauberer, als dieser zurück war, auf

dem überfüllten Schiff: „Herr! Was soll nun aus uns werden?“

Belasar erwiderte entschlossen: „Wir werden eine neue Heimat finden. Und die Fehler der Vergangenheit werden wir nicht wiederholen. Wir werden wieder glücklich sein. Vergesst nicht die letzten Worte von Mubarak: Gebt niemals die Hoffnung auf!“

Und die Schiffe segelten für immer davon.



GEFANGEN IM NICHTS

Erzählung

Christian Knieps

Ich saß in der Weltraumstation Theta-Gamma-Phi_3 und trank etwas, das in mir brannte und umgehend meine Sinne benebelte, denn das, was ich auf meiner Reise ins Nichts erleben musste, war etwas, das nur sehr schwer zu verdauen war – wie dieses Getränk, das eine Mischung aus den übelsten Abscheulichkeiten des hiesigen Planetensystems schien.

Ich wollte nur nach Hause, auf meinen Heimatplaneten, wenn man diesen Klumpen voller metallischer Elemente überhaupt Heimat nennen wollte. Andere quatschen dauernd über Heimat und meinen damit

den Ort, an dem sie in dieses Universum geworfen wurden, und so zog ich nach und nannte den Planeten, zu dem ich ursprünglich niemals wieder zurückkehren wollte, meine Heimat.

Tatsächlich, als ich auf der Landeplattform von Theta-Gamma-Phi_3 im Orbit eines unbewohnbaren Planeten ohne nennenswerten Ressourcen – außer Gravitation – den Ausgang suchte, dachte ich an meine Heimat, und es erwuchs in mir etwas, das ich unbekannterweise als Sehnsucht identifizierte. Ich wollte zu meinem Heimatplaneten zurück, von dem mehr als neunhundertneunundneunzig von tausend Befragte sagen würden, dass es dieser Planet nicht mal in die Kategorie der niemals zu besuchenden Planeten schaffen würde. Dafür gab es aber auch viel zu viele zu besuchende Planeten, angefangen von den Exos, die so nahe an den Schwarzen Löchern waren, dass es jeden Sonnenumlauf die absurdesten Lichtspiele gab oder jene Planeten, um die mit einer Wahnsinnsgeschwindigkeit Gesteinsbrocken umhertanzten, dass es nur sehr wenige Piloten gab, die unfallfrei durch diesen Schirm hindurchkamen – wo-

bei deren Planetenoberflächen selbst oft recht langweilig waren, wie ich aus meiner eigenen Erfahrung sagen konnte.

Nachdem ich mich mit meinem Vater überworfen hatte, der der Vorsteher der dreizehn Kolonien war, die sich in diesen Weiten des Alls zusammengeschlossen hatten, um einen wirksamen Schutz gegen marodierende Plünderer aufzubauen, ging ich auf eine lange Reise durch die angrenzenden Galaxien, besuchte Orte, zu denen ich schon immer hinwollte und gelangte an Orte, die in keinem Reiseführer stehen, weil sie niemals von einem normal denkenden Wesen besucht werden würden. Ich aber wollte wissen, welche Geheimnisse die verschiedenen Welten offenbarten, und das einzige, das ich dadurch lernte, war, dass es nirgendwo so schön sein konnte wie dort, wo man sich wohlfühlte. Also ging ich auf die Suche nach diesem einen Ort, wo immer er auch sein mochte, doch bis zu dem Zeitpunkt, an dem ich entschied, wieder zu meinem Heimatplaneten zurückzukehren, fand ich diesen Ort nirgendwo – er schien nur im Nichts zu existieren.

Einige Planeten waren sehr angenehm gewesen; das Klima, die Lebewesen, die politische oder gesellschaftliche Grundordnung, alles passte, und dennoch wollte ich nicht länger als eine Zeitlang auf diesem Planeten bleiben, bis es mich weiterzog. Eine Rastlosigkeit, deren Ziel ich nicht kannte, bis zu dem Zeitpunkt, als ich durch Zufall über meinen Heimatplanet in einem Magazin für Sternenreisende las, und obwohl der Artikel kaum ein gutes Haar an dem Planeten ließ, spürte ich ein Kribbeln in meiner Magengegend, etwas, das ich bisher nicht gekannt hatte. Ich forschte nach der Herkunft und stellte fest, dass es sich um die althergebrachte Form des Heimwehs handelte.

Die Bedienung der Weltraumstation füllte das vor mir stehende Behältnis mit demselben grausamen Gebräu und deutete an, dass ich bei einem zweiten Wiederauffüllen einen Gutschein für ein Frühstück auf einer Partnerraumstation erhalten würde. Wenn das Frühstück allerdings genauso übel wie der Drink war, dann konnte ich darauf verzichten, und ob ich jemals zu einer anderen Weltraumstation gelangen würde, die zur

gleichen Kette gehörte, stand in den Sternen.

Ich lachte über das Wortspiel und mehrere Kreaturen, die allesamt auf der Durchreise waren und für die das Lachen eines anderen eine Bedrohung darstellte, schauten zu mir herüber und stellten nur mittels ihres Wesenstranskribierers fest, dass Lachen von Wesen wie mir im Allgemeinen keine Bedrohung darstellte. Sie wandten sich entspannt wieder ihrem Getränk zu, obwohl ich ahnte, dass nur wenige von ihnen die Sicherung ihrer Waffen wieder einprogrammiert hatten.

Ich zog den zweiten Anlauf des scheußlichen Gebräus in einem Zug hinunter, und es brannte lichterloh an allen Ecken und Kanten in meinem Kopf. Es schien, als würden mehrere Supernovae vor meinem geistigen Auge stattfinden, und die Transmissionsphase zwischen bewusstem Erleben und benebelten Funktionieren auf Trieb- und Instinktebene war bei mir eine Grenzwertfunktion gegen Null.

Ich besitze nur wenige Erinnerungen an die Zeit nach dem zweiten Drink, und als ich aufwachte, lag ich an einem Ort zwi-

schen stinkendem Abfall und war heilfroh, dass sie mich nur ausgeraubt, zusammengeschlagen und in den Müll geworfen hatten, anstatt mich in jeglicher Form elektromagnetisch zu frittieren. Es brauchte eine Weile, ehe ich mich aus dem Unrat der letzten Zeit befreit hatte, und ich war mir plötzlich nicht mal mehr sicher, dass es sich um einfachen oder um den Unrat eines anderen Wesens handelte.

Am Ende war es mir egal, denn ich stand auf und stank bis auf den Planeten, in dessen Umlaufbahn wir gerade kreisten. Ich besaß genug Kraft, um mich an eine Ecke zu stellen und auf eine Gelegenheit zu warten. Als ein Shunk vorbeikam und zufällig niemand hinsah, riss ich ihn in die Gasse hinein, legte ihn mit ein paar Schlägen kalt und nahm seinen dürftigen Besitz an mich. Nun hatte ich weniger als drei Einheiten Zeit, um von dieser Weltraumstation zu verschwinden, denn jeder registrierte Körper wurde innerhalb einer bestimmten Frist gescannt – und dass ein Shunk sich nicht registrierte, hatte ich noch nie erlebt, da diese Wesen sich sogar registrierten, wenn

sie die einzigen Lebewesen auf einem felsigen Planeten waren.

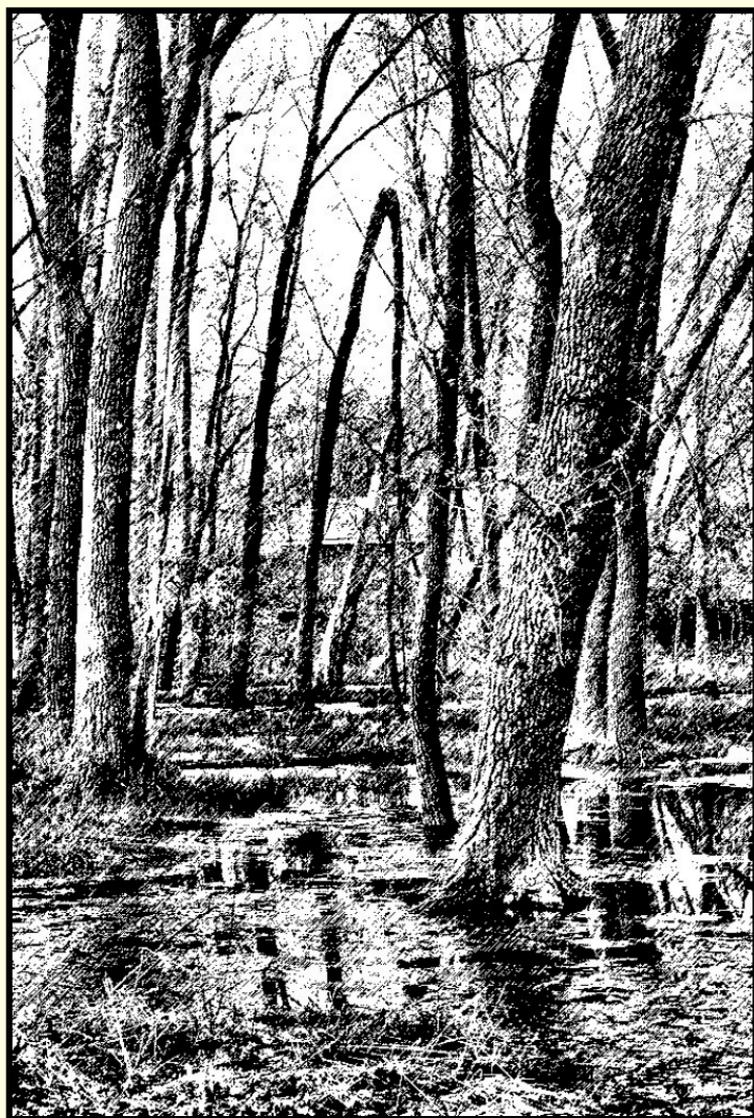
Ganz unvermittelt brach ich zusammen. Etwas hatte mich in den Rücken getroffen und mit jedem Austausch von Sauerstoffatomen gegen Stickstoffmonoxid gefror mein Innerstes weiter zu. Als wenn ich diese Situation nicht schon kennen würde, war es mir aber wieder einmal, dass ein Teil von mir starb. Immer starb ein Teil von mir, wieder und wieder, bis ich mich irgendwann selber nicht mehr kennen würde.

Als ich aufwachte, lag ich auf dem Boden außerhalb der Weltraumstation, in einem Transitbereich für Sauerstoffverwerter. Draußen, vor dem Bereich stand ein Wärter, von dem ich wusste, dass er mich auch ohne funktionierende Augen die ganze Zeit anstarrte. Ich starrte so lange zurück, bis der Wärter in meinem Geist plötzlich explodierte und mit seinen Innereien die gesamte Kuppel des Bereichs bedeckte. Faser um Faser eines gräulichen Schleims schmierte den Transitbereich hinab, bis es vorbei war.

Ich wachte auf und hatte das Gefühl, dass ich eben aufgewacht war, ohne zu

wissen, dass ich nicht aufgewacht war, sondern es nur glaubte, aufgewacht zu sein. Ich vergewisserte mich, dass ich dieses Mal nun wach war und erkannte den Ort wieder, an dem ich niedergeschossen worden war. Ich erinnerte mich an die letzten Gedanken an meine Heimat und wurde wehmütig – ein Gefühl, das mir inzwischen so wohlvertraut war.

Da ich keine Ahnung hatte, wohin ich mich als nächstes wenden sollte, kramte ich in meiner Tasche und fand einen Gutschein, der mir nichts sagen wollte. Es war ein Gutschein für ein Frühstück auf einer Partnerweltraumstation, und da ich gerade nichts Besseres zu tun hatte, ging ich zum Weltraumabflugterminal, suchte mir einen Billigflug zu dieser Weltraumstation und stieg in den Raumgleiter, von dem ich mir kaum sicher sein konnte, dass dieser beim Flug nicht auseinanderbrach. Aber so ist das nun einmal, wenn man auf Billigflieger setzt, sagte ich mir und studierte die über-
teuerte Snackliste, von der ich gequetschte Sandalierwürmer in Krkrksauce bestellte – Reproduktionssessen, wie immer. Enttäuschung, einfach überall im All.



ES GIBT NICHTS ZU SAGEN

Erzählung

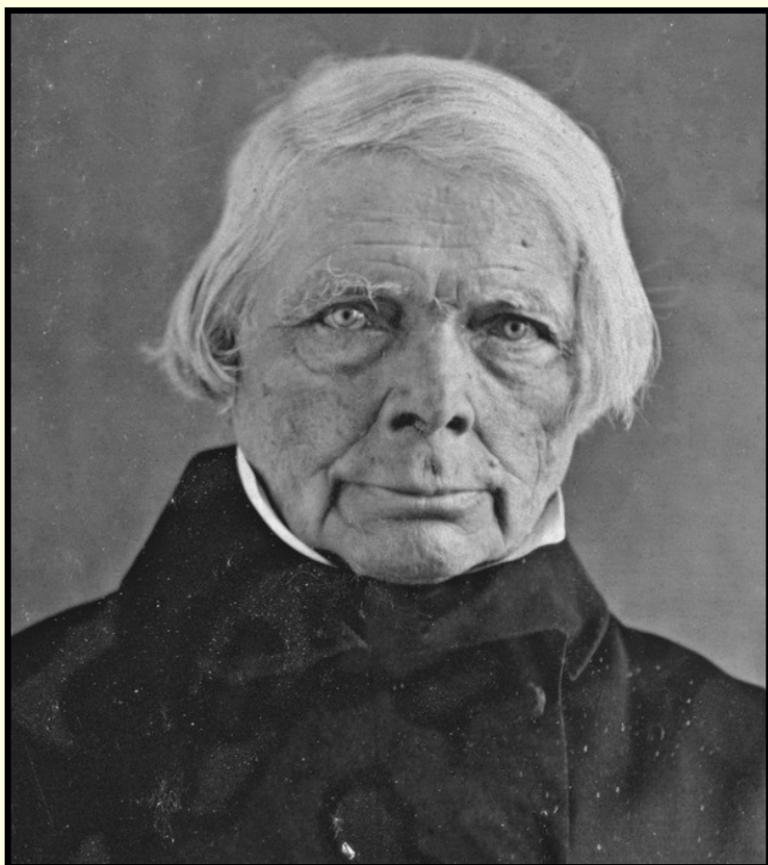
Michael Wiedorn

Meine Mutter war stumm. Sie redete und redete. Es gab nichts zu reden. Über das Wetter, Schlagerstars haben geheiratet oder sich scheiden lassen. Ich hörte nicht zu. Ich habe gelernt, mit offenen Ohren Wörter als leeres Rauschen an meinen Ohren vorbei rauschen zu lassen. Das dichte Grün der Sümpfe um unser Haus. In unserem Haus war es gefährlich, sich allzu sehr in die Tiefe der Zimmer zu verlieren. Die wachsenden Schatten drohten mich zu verschlucken. Ich sprach nichts. Ich wusste nicht, wie ich aus dem Wirrwarr von Wörtern und Satzbrocken, die meine Hirnwin-

dungen durchzogen, ganze Sätze bilden sollte. Ich war unfähig sie zu fassen. Sie entglitten mir wie glitschige Fische. Ich war unruhig. Es flackerte mir durch den Kopf. Die Stummheit schloss mich ein. Das undurchdringliche Grün des Sumpfes verfärbte sich rot. Rot wie der Hass. Wellen kamen auf. Das Blut kam aus dem Fleisch auf dem Grunde des Sumpfes. Stumm und still saß ich am Tisch. Als Kind war ich immer müde. Wenn ich meiner Müdigkeit nachgegeben hätte, hätte ich meine Kindheit im Bett verbracht. Leute, die uns besuchten, was fast nie geschah, lobten mich. „Das Kind ist anders als andere Kinder. Wir haben noch nie ein solches Kind gesehen – so weise und klug.“ Ich war weiß und bleich und die Haut spannte sich direkt über den Knochen. Müde lag ich im Bett und meine Mutter redete und redete. Die Schatten verdichteten sich in der einbrechenden Dämmerung wie auf einem verlassenen Friedhof. Weiß und bleich und als geschlechtsloser Greis auf die Welt gekommen. Verfault stank der Sumpf. Meine Mutter schwieg. Sie empfing mich. Der Schlamm saugte immer tiefer – immer tiefer. Das dichte Grün war lautlos und

nahm mir das Leben. Ohne Sprache und deshalb ohne Gesicht. Ich versank immer tiefer in Schlick und Brutwasser. Sie empfing mich ohne Mann. Ich stach zu und der Bauch blutete.

Mittags gab es Rinderbraten. Die aufgerissenen Eingeweide der Kuh bluteten. Die Morgensonne überstrahlte das Zimmer. Das Radio dröhnte. Charles Aznavour, Heino, Udo Jürgens. Meine Gebährerin plapperte vor sich hin. Sie redete nicht mit mir. Sie redete nicht mit sich selbst. Sie redete. Es war Alltag, grauester Alltag. Stechende Schmerzen zersägten mir den Kopf. Ich hatte nicht einmal mehr die Moore und Schatten.



Friedrich Wilhelm Joseph Schelling, 1775–1854

KRITIK 2

Einstein 92

Artikel

Gerd Maximovič

Verwendete Literatur:

– Poth, Christoph: Einsteins Universum ohne Urknall. Internet-Buch. Kostenlos ladbar unter: „Einsteins-Universum.com“.

– Ripota, Peter: Reise ins Ungewisse. Gravitationswellen und Schwarze Löcher. Books on Demand, Norderstedt, 2. Auflage 2019. Zitiert als „Reise“.

– Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph: Philosophie der Offenbarung. Suhrkamp TB Wissenschaft 181, Frankfurt am Main 1977. Zitiert als „Offenbarung“.

Nach Friedrich Wilhelm Joseph Schelling (1775 – 1854) ist der Raum nicht unendlich. Schelling unterscheidet hier Himmel und Raum. Aus dem Himmel sind wir (vorübergehend) gefallen. Wir halten uns entsprechend im Raum auf; doch auch hier kümmert sich Gott um uns arme Sünder (bekanntlich läßt Gott niemanden nirgends fallen):

„Es müßte die Materie vom unendlichen Raum hier behandelt worden sein, wie die von der unendlichen Zeit. Die Lehre vom Raum liegt nicht weniger im Argen. Die Lehre vom Weltsystem, von der Erstreckung des körperlich Ausgedehnten ins sinnlos Ungemessene hinaus beruht auf Voraussetzungen, die, näher besehen, keine Kritik aushalten.“
(Schelling: Offenbarung, S. 311)

Demnach ist, auch nach Schelling, der Raum nicht „sinnlos“ unendlich. Bei Schelling liegt der Grund letztlich bei Gott (der also nicht sinnlos im scheinbar Unendlichen pfusche). Wir erwähnen hier auch

wieder insbesondere Hegel mit seiner „schlechten Unendlichkeit“, welche besagt, daß wir trügerisch Zahlen scheinbar unendlich aufhäufen können, ohne den Inhalt zu bedenken. Sobald wir aber den Inhalt hinzuziehen, verfliegen die schlechten unendlichen Vorstellungen, Anmaßungen oder Gedanken. Bei Schelling ist es Gott, der die Grenze setzt, bei der wir inhaltlich erfüllt denken müssen.

Der Raum ist also nicht unendlich, demnach muß er gekrümmt sein, und zwar rückgekrümmt in sich selber. Diese Vorstellung der Raumkrümmung stammt unter anderem von Clifford, nicht von Einstein (Einstein ist, genau genommen, zu Unrecht dafür berühmt).

„Streß und Publikationszwang, denen auch Albert Einstein unterlag. Einstein übernahm auch von anderen, oder er bedurfte ihrer Hilfe. Die Krümmung des Raumes wurde vor Einstein schon überlegt. In den 1870er Jahren schlug William Kingdon Clifford (1845 – 1879) das Konzept eines gekrümmten Raumes vor.“ (Ripota: Reise, S. 18)

Zum Raum:

„Die räumliche Ausdehnung des Universums ist unveränderbar, egal, wie sich die Materie des Universums darin verteilt.“ (Poth, S. 67)

Raum und Materie hängen miteinander zusammen. Zu Masse und Raum:

„Masse definiert den Raum. Masse macht Raum. Ohne Masse kein Raum, ohne Raum keine Masse. Einen Raum ohne Masse gibt es nicht! Masse und Raum bedingen einander.“ (Poth, S. 144)

Man schätze also die Materie des Universums ab, dann ist der zugehörige Raum bestimmbar. Zur Ausdehnung also:

„Ein Universum ohne Masse gibt es nicht. Raum und Masse bedingen einander. Auf dieser Grundlage sind die Distanzen, die Masse und die Ausdehnung des Universums problemlos bestimmbar.“ (Poth, S. 145)

Des weiteren werden wir heutzutage mit der Vorstellung überzogen, das Universum fliege auseinander, werde demnach immer größer. Von der Frage abgesehen, woher denn dann überhaupt der „neue“ Raum käme, gilt entsprechend, es gibt keine Ausdehnung:

„Das Universum hat eine fest definierte Masse. Die Masse definiert die Ausdehnung des Universums. Das Universum kann sich unmöglich ausdehnen.“ (Poth, S. 146)

Materie und Raum hängen unentrinnbar zusammen. Würde der Raum sich ausdehnen, so müßte „neue“ Materie hinzukommen. Wir sehen aber ein, von Nichts kommt nichts.

Keine Ausdehnung:

„Ein Universum mit einer eindeutig quantifizierbaren Masse hat eine fest definierte Ausdehnung und kann sich unmöglich ausdehnen oder zusammenziehen.“ (Poth, S. 153)

Also, nochmals, kein neuer Raum aus Nichts:

„Wenn man annimmt, daß sich der Raum des Universums quantitativ vermehrt, das Volumen also tatsächlich größer wird, dann würde ständig – neuer – Raum aus dem Nichts entstehen. Das wäre eine fortwährende Verletzung der physikalischen Gesetze.“
(Poth, S. 161)

Als eins der Hauptmerkmale des sich scheinbar ausdehnenden Raumes gilt die Rotverschiebung entferntesten Lichtes. Wie aber kann man sich erklären, daß das Licht sich ins Rötliche verschiebt? Betrachten wir hier einmal mehr die Situation auf Erden. Die Sonne scheint. Erblicken wir sie am Horizont, dann wirkt sie rötlich. Warum rötlich? Weil das Sonnenlicht ein erheblich größeres Ausmaß an Atmosphäre durchlaufen hat, als wenn sie senkrecht auf uns herabscheint. Entsprechendes gilt es auf das rötliche Licht entferntester Sonnen und Milchstraßen anzuwenden. Ihr Licht hat demnach ein Vielfaches an Raum durchlau-

fen, welcher demnach nicht leer ist, sondern in welchem sich Störfaktoren wie Staubschwaden und dergleichen befinden, die bei der Rotverschiebung die gleiche Rolle wie die Atmosphäre der Erde spielen.

Zur Rotverschiebung: Überschrift: „Relativistische Gravitationsrotverschiebung“. Hierzu:

„Einstein postulierte, daß das Licht, wenn es von einer Masse abgestrahlt wird, durch das Gravitationspotential der Masse mehr und mehr rotverschoben wird. Dies geschieht deshalb, weil das Licht das Gravitationspotential der Masse überwinden muß und dabei Energie verliert. Das Licht wird dabei nicht langsamer... sondern die Frequenz des Lichtes wird kleiner und die Wellenlänge des Lichtes wird länger. Rotes Licht hat eine größere Wellenlänge als blaues Licht und damit weniger Energie als kurzwelliges, blaues Licht. Daher wird das Licht, je länger es dem Gravitationspotenzial einer Masse ausgesetzt ist, mehr und mehr rotverschoben. Wenn man diese Rotverschiebung

fälschlicherweise als Dopplereffekt interpretiert, dann kann man den Eindruck gewinnen, daß sich die Objekte vom Beobachter wegbewegen. In Wirklichkeit ist dem aber nicht so. Hubble interpretierte die Rotverschiebung in Ermangelung relativistischer Kenntnisse zunächst als Ausdehnungsbewegung des Universums, was dummerweise zur vermeintlichen Bestätigung von Lemaitres Urknalltheorie führte. Später erkannte Hubble seinen Fehler und sprach sich zeitlebens gegen ein expandierendes Universum aus.“ (Poth, S. 248)

Dies wäre also eine andere Erklärung für die Rotverschiebung des Lichtes. Selbige wäre dann auf die Schwerkraft-Einflüsse der passierten Sterne und Milchstraßen zurückzuführen.

Hubble war also gegen eine Ausdehnung des Universums:

„Hubble erkannte später seinen tragischen Fehler, der aus mangelnder Kenntnis relativistischer Effekte erfolgte und sprach sich bis zu seinem Tode ve-

hement gegen ein sich ausdehnendes Universum aus, was allerdings nicht im Interesse der römisch-katholischen Kirche war. Dies ist wenig bekannt, da es nicht bekannt sein soll, denn Hubble gilt heute, neben Lemaitre, als einer der Väter der Urknalltheorie.“ (Poth, S. 281)



Macrobius Ambrosius Theodosius, 385–430

UNSERE INNEREN GRÜNDE

Artikel

Gerd Maximovič

Mit gewöhnlichen Fragen unseres Lebens haben sich die Menschen auch in früheren Zeiten beschäftigt. So, wenn wir mit unseren Augen etwas in der Nähe oder Ferne erblicken, wie geschieht das eigentlich? Die Antwort auf diese Frage erscheint uns heute selbstverständlich: Licht fällt von draußen in unsere Augen ein, wird wesentlich in unserem Gehirn verarbeitet, ein Eindruck des außer uns Seienden entsteht; doch, wohlgemerkt, wie etwa auch Goethe und Schiller in anderem Zusammenhang in ihrem Briefwechsel vermerkten, das alles ist

ein „Werk“ unseres Gehirns. Das Gehirn erst „erschafft“ für uns die Welt draußen.

Ich erinnere daran – mit Goethe und Schiller –, daß alle möglichen Empfindungen, welcher wir an diesem oder jenem Ort zu „haben“ meinen, grundsätzlich in unserem Gehirn stattfinden. Schmerz im linken Finger? Nein, oh nein, die Verletzung des linken Fingers wird im Gehirn verarbeitet und uns als Schmerz in den linken Finger ausgewiesen. Wir müssen essen. Ist das der „Wunsch“ von unserem Magen? Wohl kaum, er kann nicht denken. Ist es der „Wunsch“ von unserem Ich? Wohl kaum, unser Ich ist bloß anmaßend und aufbrausend. Das Gehirn weiß, es ist Zeit, Nahrung aufzunehmen; folglich spiegelt es diesen Wunsch in unseren Magen (welcher „knurrt“), und wir sagen: „Ich habe Hunger“. Obwohl wir, streng genommen, – ichmäßig – doch gar nichts „haben“, sondern nur die dringende Ermahnung unseres großen persönlichen Unterbewußtseins verspüren, und ihr, den Umständen gemäß, folgen werden.

In folgendem Textausschnitt wird die Frage des Sehens, die doch so einfach

scheint, verhandelt. Der Autor, bitteschön, unterstellt vor nahezu etwa 1 700 Jahren, beim Vorgang des Sehens gehe der Lichtstrahl von unserem Auge aus, die Pupille strahle mithin den Lichtstrahl aus. Bei dem zitierten Autor handelt es sich um Ambrosius Theodosius Macrobius: „Tischgespräche am Saturnalienfest.“ (Königshausen + Neumann, Würzburg 2008.) Besagter Autor Macrobius lebte um 400 n. Chr.

„Also sind die Saturnalia wohl bald nach 402 und vor 410 veröffentlicht, und etwa seit 395 mag Macrobius an seinem Werk gearbeitet haben.“ (Einleitung Macrobius, S. 8)

Was sind die Saturnalien, welche dem Buch den Titel geben?

„Macrops Saturnalia berichten über erdachte Gespräche, die in Rom an einem 17. – 19. Dezember stattfanden (vermutlich 383 n. Chr.), und zwar am Saturnfest, bei dem man nach altem Brauch Freunde einander einluden und beschenkten. ... Der Ursprung des Fes-

tes liegt im Dunkel...; vermutlich ist es das Fest von Jahresende und Winterausaat... Vor dem Saturntempel fand am 17. 12. ... ein öffentliches, oft ausgelassenes Gelage statt, ein kurzes Wiedererleben der goldenen, alles ausgleichenden Zeit unter Saturn. ... Die Verwandtschaft mit dem Weihnachtsfest (Termin, Geschenke, Lichter) ist offenkundig...“ (Einleitung Macrobius, S. 10)

Man beachte, wie hier gleichsam nebenbei auf die Wurzeln unseres Weihnachtsfestes (mit Geschenken und dergleichen) hingewiesen wird. Wurzeln dieses großen und als heilig betrachteten Festes, die wie so manches mehr, was uns als rein christlich vorkommt, auf heidnische Bräuche zurückgehen. Ohne daß irgend jemand – etwa im Fernsehen, wenn sie die Geburt des Christus-Kindes besingen – uns auf die heidnischen Quellen dieses Brauches (wie vieler anderer Überlieferungen) hinweist. Was übrigens nur beweist, die christliche Religion ist wie alle anderen Religionen nicht vom Himmel gefallen, sondern gründet auf älte-

ren, mithin „heidnischen“, von ihr keck übernommenen Bräuchen.

„Macrobius“, entnehmen wir, „war einer der meistgelesenen und ein vielfach abgeschriebener Autor des Mittelalters.“ (Einleitung Macrobius, S. 19)

Der Inhalt des zitierten Buches war und ist also beeindruckend, auch wenn wir nicht jede der in ihm geäußerten Bemerkungen wörtlich nehmen müssen.

Immerhin

„... sind die Saturnalia ein Lern- und Unterhaltungsbuch für einen jungen Römer...“ (Einleitung Macrobius, S. 16)

Zum Aufbau des Buches „Saturnalien“ sei vermerkt:

„Der riesige Stoff ist wohlgeordnet, und die Einzelheiten sind fast immer ohne Brüche zusammengefügt. Am Ende hat man eine Art Encyclopädie von Dingen, die im Gedächtnis der Menschen erhalten bleiben sollen, zusammengefaßt in

einer dramatischen Szenerie mit belebenden Zwischenakten.“ (Einleitung Macrobius, S. 17)

Interessant in der Einleitung ist gewiß auch, daß auf die Verfassung von Autoren oder Schriftstellern Bezug genommen wird. Denn wenn jemand – wie etwa Goethe oder Shakespeare – große, bedeutende, uns heute unverändert beeindruckende belletristische Texte verfaßte, wie, fragen wir uns vielleicht nebenbei, ist er oder sie eigentlich darauf gekommen? Wiederum aus der Einleitung:

„Vergils Dichtung ist durch göttliche Eingebung zustande gekommen‘ (E.R. Curtius). Deshalb ist der Dichter ein höherer Mensch, wesensverwandt der Gottnatur...“ (Einleitung Macrobius, S. 14)

Wir sahen also eben, daß die Texte, aus denen hier kurz zitiert werden soll, pädagogisch-lehrhaften Zwecken dienen –

„Die Saturnalia ... Sie dienen als Ratgeber der Lebensführung ... und wollen pädagogisch wirken, z.B. in der Mahnung, mit Sklaven human umzugehen.“
(Einleitung Macrobius, S. 9)

Wir werfen aber gleichzeitig einen, wenngleich kurzen Blick in die Zeit des Römischen Reiches, welches ja auch heute noch nicht nur in Hollywood-Filmen bewundert wird. Gerade deshalb aber wollen wir jenen historischen Hinweis nicht versäumen, welcher besagt, daß man mit Sklaven „human“ umgehen solle. Das legt wohl nahe, daß der Umgang mit Sklaven im Römischen Reich häufig von ganz anderer Art war. Und wir verstehen unmittelbar, warum es damals im Römischen Reich nicht nur zu zahlreichen Sklavenaufständen kam (der des Spartakus ist nur einer unter ihnen, wenn auch der bekannteste). Sondern warum auch die Germanen sich gegen ein solches Schicksal (nämlich Sklaven der Römer zu werden) in der Schlacht vom Teutoburger Wald (eigentlich: bei Kalkriese, wie man inzwischen weiß) ganz entschieden und mit durchschlagendem Erfolg gewehrt haben.

„Das Saturnalienfest ist für Macrobius eine Zeit der Begegnung von Menschen und Göttern, Erinnerung an frühere Goldene Zeiten.“ (Einleitung Macrobius, S. 12)

Auch hier finden wir wieder einen Hinweis von großer Bedeutung. Man hört die Leute ja oftmals von den „guten alten Zeiten“ sprechen. Gemeint sind damit eher die persönlichen guten alten Zeiten, die vor wenigen Jahren stattgefunden haben, als man selbst noch jung und gesund war. Sie beziehen sich sicher aber auch auf den Wandel in der Gesellschaft, der sich selbst zu unseren Lebzeiten mit einer erstaunlichen Schnelligkeit vollzieht.

Doch mit obigen, im Zitat erwähnten „Goldenen Zeiten“ ist etwas ganz anderes gemeint. Denn es gibt genügend Quellen, die von früher statt gehabten Goldenen Zeiten sprechen. Gemeint sind damit Zustände, in denen die Menschheit allüberall in geradezu goldenen, paradiesischen Zuständen des Vertrauens und der persönlichen Anerkennung wie der jeweiligen Beziehungen lebte. Im Vergleich dazu gewärtigen

wir heute (und das heißt, seit mindestens zwei- oder dreitausend Jahren) eben jene Verhältnisse, welche uns heute als selbstverständlich erscheinen wollen, die es aber keineswegs sind. Zustände von Mißgunst, Haß, Habsucht – und den damit verbundenen Kriegen, welche dann aber als Begleiterscheinung einer technischen Höherentwicklung auftreten.

Zum Textausschnitt selber, in welchem also erörtert wird, wie es sein kann, daß wir „sehen“:

„Eustathius lächelte hier und meinte: Es ist doch klar, worin sich Epikur täuschte. Er verfehlte nämlich die richtige Erklärung, weil er sich an das Vorbild der anderen vier Sinne hielt; wir senden beim Hören, Schmecken, Riechen, Berühren nichts von uns aus, sondern nehmen von außen etwas auf, was die Sinneswahrnehmung in Gang setzt. So kommt ja auch der Ton von sich aus zu unseren Ohren, Düfte fließen in unsere Nase, zum Gaumen gelangt, was Geschmack erzeugt, und Dinge, die wir spüren sollen, werden

durch Berührung an unseren Körper herangebracht. Deshalb meinte Epikur, aus unseren Augen gehe nichts nach außen, sondern die Abbilder der Dinge gelangten von sich aus in unsere Augen. Doch widerspricht seiner Ansicht, daß in Spiegeln das Bild seinen Betrachter zugewandt ansieht, während es doch, wenn es von uns ausginge und geradezu liefe, die Rückansicht beim Ausgehen zeigen müßte, so daß seine Linke unsere Linke und seine Rechte unsere Rechte ansähe. Auch wenn nämlich ein Schauspieler die Maske absetzt, sieht er sie von der Seite, die er anhatte, also nicht das Gesicht, sondern die Höhlung dahinter.

Weiter möchte ich den Mann fragen, ob nur dann Bilder von den Gegenständen wegfliegen, wenn jemand da ist, der sie sehen will, oder ob auch, wenn niemand hinsieht, überall Bilder abstrahlen. Wenn er nämlich an der erstgenannten Hypothese festhält, so frage ich, auf wessen Befehl sich die Bilder dem Beschauer präsentieren, und ob jedes Mal, wenn einer hinsieht, sich die

Bilder ihm zuwenden. Sollte er der zweiten Meinung anhängen, so daß er behauptet, in stetem Flusse würden Bilder von allen Dingen abströmen, dann frage ich, wie lange sie zusammenhängend bleiben, ohne daß sie durch irgendein Band in Zusammenhang gehalten werden. Sollten wir aber zugeben, daß sie beisammenbleiben, wie sollten sie ihre Farbe beibehalten, deren Natur zwar körperlos ist, aber dennoch nie ohne Körper existieren kann? Weiter: Wer kann sich denken, daß, sobald wir unsere Augen dort hinwenden, Bilder von Himmel, Meer, Strand, Wiese, Schiffen, Vieh und sonst noch unzähligen Dingen uns erreichen, die wir auf einen Blick sehen, während doch unsere Pupille mit ihrer Sehkraft überaus klein ist? Und wie sieht man ein ganzes Heer? Verbinden sich die von einzelnen Soldaten ausgehenden Bilder, und gelangen so viele tausend, gesammelt, in die Augen dessen, der sie sieht?

Weshalb aber mühen wir uns, eine so gehaltlose Ansicht mit Worten zu geißeln, wenn sie sich selbst durch ihre

Nichtigkeit widerlegt? Es steht doch fest, daß unser Sehvorgang in folgender Weise abläuft: Von unserer Pupille geht, wohin wir sie auch wenden, ein eigenes Licht in gerader Linie aus. Wenn dieser den Augen eigene Strom in der uns umgebenden Luft Helligkeit findet, läuft er geradewegs durch, bis er auf einen Körper stößt. Und wenn man den Kopf dreht, um ringsum zu sehen, geht unser Sehstrahl in gerader Richtung nach allen Seiten. Der Strahl aber, von dem wir sagten, er gehe von unseren Augen aus, beginnt als schmale Anfangslinse, wird aber am Ende breiter, wie auch Strahlen von einem Maler dargestellt werden. Daher erblickt das Auge, selbst wenn es durch die winzigste Öffnung sieht, die gesamte Tiefe des Himmels.

Drei Dinge sind es also, wie wir brauchen, um den Sehvorgang durchzuführen: Der Lichtstrahl, den wir von uns aussenden; helle Luft zwischen uns und dem Gegenstand; der Gegenstand, auf den der Strahl trifft und dann nicht mehr gerade bleibt.“ (Macrobius, S. 299 f)

Man beachte also: das Sehen wurde so betrachtet, daß wir einen Lichtstrahl von unserer Pupille aussenden. Richtig ist sicherlich, daß wir insofern das Licht nicht senden, sondern nur welches empfangen. Wäre es aber auch denkbar, daß wir erkenntnishalber insofern etwas senden? Ja, allerdings, die Vorstellung, daß wir mittels unseres persönlichen Unterbewußtseins sehr wohl etwas senden, sollte wesentlich beachtet werden, auch wenn Macrobius sich nicht darauf bezieht.

Gleichwohl, dies Zitat oben ist gewiß auch sinnvoll allein schon in einer Hinsicht: weil es unseren Blick auf die „wissenschaftliche“ Diskussion schärft. Oder glaubt irgend einer der Leser, daß nicht heute auch viele, viele Dinge in der gleichen falschen Weise wie das von den Pupillen ausgehende Licht verhandelt werden?